Palmblätter und Schneeflocken.

Erzählungen

aus dem fernen Westen

von

Baldwin Möllhausen.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

☞ Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind oder die geringſten Spuren des Leſens zeigen, werden nicht zurückgenommen.

Palmblätter und Schneeflocken.

Palmblätter und Schneeflocken.

Erzählungen

aus dem fernen Westen

von

Balduin Möllhausen.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen behalten ſich Verfaſſer und Verleger vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Muſchelhändlerin 1

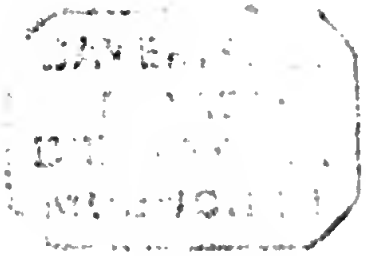
Der Steppenbrand 118

Der Poſtläufer 128

Das Canalboot 195

Scenen aus dem Volksleben 206

Der Schneeſturm 222



Die Muſchelhändlerin.

I.

Raſtlos wälzt der Stille Ocean, in der Breite von Acapulco, ſeine Waſſerberge gegen das hohe felſige Geſtade. Was die tückiſchen Wogen in einem Zeitraum von Jahrtauſenden dem Feſtlande zu entreißen vermochten, das nahmen ſie längſt mit ſich fort; ſie branden jetzt ohnmächtig gegen den unerſchütterlichen Damm, den die Natur ihnen in Form von bizarren ſteinernen Paliſaden, Pfeilern und ſenkrechten Mauern entgegenſtellte. Die dort nicht ſeltenen Erdbeben werfen wohl zuweilen maſſive Felsblöcke und loſes Gerölle dem nimmer ruhenden Ocean mit donnerndem Geräuſch in den ſchäumenden Rachen, doch die Grundmauern bleiben unverrückt ſtehen, und auf dem, ſie ſehr ſpärlich bedeckenden Erdreich gedeihen

nach wie vor, begünſtigt durch den Einfluß tropiſcher Sonnenſtrahlen und ſchweren nächtlichen Thaus, der fettig glänzende Manzanita-Buſch und das wundervoll ausgezackte Farrenkraut.

Mit ihrem heiterſten Grün ſchmücken dieſe lieblichen Kinder heißer Zonen die Abhänge der Küſtengebirge; ſie kümmert es nicht, ob der Orkan das Meer tief aufwühlt und das empörte Element in tollen Wirbeln himmelan ſchleudert, um es demnächſt mit unwiderſtehlicher Gewalt wieder zurückſinken zu laſſen, oder ob eine ſanfte Briſe die ſtill wogende Waſſerfläche leicht kräuſelt; ſie lauſchen ebenſo gern dem heiſern Schrei der Möven und Albatroſſe, oder den ſüßen Melodieen kleiner befiederter Waldbewohner, wie dem polternden unheimlichen Getöſe, mit welchem der ausgehöhlte Felſen, ähnlich der einſt ſo gefürchteten Charybdis, die ſchwellenden Fluthen einſchlürft und brauſend wieder von ſich giebt. —

Der Bergrücken, der den Hafen von Acapulco von der Südſee trennt, unterſcheidet ſich in ſeinem äußern Charakter gar nicht von den theils ſchroffen, theils ſanft abfallenden Höhen, die ſich, ſo weit das Auge reicht, nach Norden und Süden hin erſtrecken. Nähert man ſich demſelben von der Seeſeite, dann geräth man in der That in Verſuchung, die von ſchaumbedeckten Riffen eingeſäumte Einfahrt für eine

der gewöhnlichen, kaum bemerkenswerthen Einbuchtungen des Meeres zu halten, wenn nicht die, einen Leuchtthurm vertretende Signalſtange auf dem höchſten Punkt der das Hafenbecken abſchließenden Höhe gleichſam auf einen ungewöhnlichen Anblick vorbereitete.

Verläßt man nun, nach langer eintöniger Fahrt, das ewige Weltmeer und tritt durch den verhältnißmäßig ſchmalen, gegen Norden gekrümmten Hals in den Hafen ein, dann glaubt man eine ganz neue Welt vor ſich zu ſehen, ſo eigenthümlich, ſo vollſtändig verſchieden von dem, was man in jüngſter Zeit beobachtete, und dabei ſo prachtvoll und hinreißend ſchön iſt der Anblick, der ſich dem entzückten Auge bietet.

Der Eindruck, hervorgerufen durch die Umgebung, iſt überraſchender, tiefer und nachhaltiger, wenn man, anſtatt von Panama, jener Perle einer ſtrotzenden tropiſchen Landſchaft, zu kommen, das mehr an den Norden erinnernde San Francisco vor kaum einer Woche verlaſſen hat, und daher die vor Augen liegenden Scenen einen um ſo größern Contraſt zu den jüngſten Erinnerungen bilden.

Der Ocean ſcheint ſich, wie durch Zauber, in einen Binnenſee verwandelt zu haben; denn wie man kurz vorher auf der ſcharfbegränzten Linie des Horizonts vergeblich nach einem Punkte ſuchte, der Blick und

Geiſt auf längere Zeit gefeſſelt und beſchäftigt hätte, ſo ſieht man ſich hier plötzlich ringsum von hohen felſigen Bergen eingeſchloſſen, denen aber, bis zu ihren äußerſten Gipfeln hinauf, eine zwar niedrige, jedoch üppige Vegetation mit den reizendſten grünen Schattirungen den Charakter lebloſer Starrheit raubt.

Grün ſind die Abhänge, grün deren umgekehrte Spiegelbilder, die auf der tiefblauen regungsloſen Waſſerfläche ſchwimmen; und als ob die Natur beide Theile, oder vielmehr Wirklichkeit und Täuſchung habe, weithin ſichtbar, von einander abgränzen wollen, drängen ſich, nahe dem Strande, die ſtattliche Cocospalme und der fruchtbeladene Bananenbaum in wunderliebliche Haine zuſammen, während auf anderen Stellen blüthenreiche Lianen und Schlingpflanzen das durch Erderſchütterungen geborſtene und niedergerollte hellfarbige Geſtein bekränzen, und die auf dunkelem Meeresgrunde ruhenden grotesken Felſen und Korallenriffe, die mehr oder weniger über die Oberfläche des Waſſers emporragen, durch Feſtons und Guirlanden anmuthig mit dem Ufer verbinden.

Zur Zeit der Fluth ſpielt und tändelt das ſalzige Waſſer mit niederhängenden Ranken und faſerigen Wurzeln und erfriſcht die auf den Felſenflächen zurückgebliebenen Schalthiere und die hülfloſen See-

ſterne, die ſich unbegreiflich feſt an das Geſtein angeſogen haben. Iſt die Ebbe aber wieder eingetreten, dann ſcheidet, ſo weit eben der ſeichte Strand ſich erſtreckt, ein gelber Sandſtreifen das klare Waſſer von den ſchattigen Abhängen, wogegen auf tieferen Stellen ſchwarze, mit grünem Schleim überzogene Felswände emportauchen und eine Unzahl von Seeſchnecken, Krabben, verunglückten zerfließenden Quallen und ſonſtigen kleineren und größeren Meerbewohnern zur Schau tragen.

Doch Ebbe und Fluth wechſeln in dem von allen Seiten abgeſchloſſenen Becken ſo geräuſchlos mit einander ab, daß man meinen möchte, die in dem Bergkeſſel herrſchende glühend heiße und erſchlaffende Atmoſphäre übe auch auf ſie ihren Einfluß aus und mache ſie ſchwerfällig und träge in ihren Bewegungen. —

Das iſt alſo der Hafen von Acapulco. Seine Bedeutung mag in der ſchifffahrenden Welt nicht ſo ſehr groß ſein; wenigſtens bei weitem nicht mehr ſo groß, als in früheren Zeiten, vor der Entdeckung des Goldes in Kalifornien und vor dem unglaublich ſchnellen Aufſchwung von San Francisco, als er den aus den aſiatiſchen Gewäſſern herüberkommenden Kauffahrern und Wallfiſchjägern faſt den einzigen, jedenfalls aber den beſten und gelegenſten Zufluchts-

ort und theilweiſe auch Stapelplatz auf der Weſtküſte des nordamerikaniſchen Continents bot; wer ihn aber einmal in ſeinem Leben beſuchte, dem wird er gewiß ewig unvergeßlich bleiben, und Wenige giebt es wohl, die, um den letzten Felsvorſprung in der Einfahrt herumbiegend, wenn ſie in dem nördlichſten Winkel die kleine von Palmen, Bananen- und Orangenbäumen beſchattete Stadt erblicken, des für den Fremden gefährlichen Klimas mit Beſorgniß gedenken und nicht die Bewohner derſelben um ihre paradieſiſche Umgebung beneiden.

Sogar das kleine Caſtell, das etwas abſeits, maleriſch auf einem, den ganzen Hafen beherrſchenden Hügel liegt, ſcheint mehr zur Zierde als zu kriegeriſchen Zwecken beſtimmt zu ſein, und ſchimmert ſo freundlich und anmuthig zwiſchen dunkelgrünen Bäumen und einigen dicht betakelten Schiffsmaſten hindurch, wie nur je ein junges Mädchen an einem ſchönen Frühlingsmorgen durch das geöffnete Fenſter auf die lachende Natur ſchaute.

Die Stadt ſelbſt erhebt ſich, wie ſchon bemerkt, in dem nördlichen Winkel, und zwar auf der ſchmalen, ſanft anſteigenden Fläche, die ſich vom Strande bis an die Abhänge der nächſten Berge ausdehnt. Die Straßen ſind unregelmäßig, die Häuſer einſtöckig und im mexikaniſchen Styl erbaut: ſie tragen nämlich flache Dächer und ſchließen in den meiſten Fällen

kleine gartenähnliche Höfe ein; und wenn Straßen und öffentliche Plätze, welche letztere ihr Vorhandensein mehr der zufälligen Bodengestaltung, als einer der Symmetrie huldigenden Berechnung verdanken, gerade nicht sehr sauber und wegsam gehalten sind, so ist desto mehr Fleiß und Sorgfalt auf Höfe und Verandas verwendet worden, die in ihren Einrichtungen nicht nur eine unverkennbare Ordnungsliebe, sondern auch einen gewissen Grad von Geschmack verrathen.

Folgt man nun der Hauptquerstraße, die von dem mit zahlreichen Fischerböten bekränzten Strande, an dem Rathhause vorbei, über den Marktplatz hinweg, bis in die Nähe des nächsten Bergabhanges führt, aufwärts, so gelangt man sehr bald auf einen holperigen, wenig gepflegten Weg, der gegen Osten um die Stadt herumläuft und in die nächste Thalsenkung einbiegt, im Westen dagegen in zahlreiche Pfade endigt, die sich nach allen Richtungen hin in dem Küstengebirge verlieren.

Kleine Gärten, in welchen das Unkraut die Vortheil bringenden Gartengewächse überwuchert und fast erstickt, und einfache Hütten und Schuppen, die in ihrem Aeußern nur wenig Spuren sorgsamer Ueberwachung tragen, deuten darauf hin, daß hier die ärmere, oder vielmehr die ärmste Klasse der ohnehin

nicht ſehr reichen Bevölkerung von Acapulco hauſt, alſo Leute, bei welchen ſich zu dem Mangel an Glücksgütern auch noch ein unüberwindlicher Hang zur Trägheit geſellt, und deren einzige und Hauptlebensaufgabe zu ſein ſcheint: mit ſo geringer Mühe, wie nur irgend möglich, den täglichen Unterhalt zu beſchaffen, die übrige Zeit aber in ſüßem Nichtsthun verſtreichen zu laſſen.

Die Natur, die dort mit vollen Händen ſpendet, begünſtigt und fördert eine derartige Trägheit; denn die Früchte, die ſie dem Menſchen ſo freigiebig darbietet, genügen vollkommen, einen wenig angeſtrengt arbeitenden Körper bei ſeinen gewöhnlichen Kräften zu erhalten.

Doch überall giebt es Ausnahmen, und um eine ſolche zu entdecken, braucht man auf der eben bezeichneten Landſtraße nur eine kurze Strecke gegen Weſten zu wandern, bis dahin, wo ein viel betretener Pfad, der nach der Signalſtange auf der Höhe hinaufführt, abbiegt, und wo eine kleine Hütte in der Mitte eines wohlbeſtellten Gärtchens das Wildromantiſche der weitern Umgebung anmuthig unterbricht. Es ſteht nämlich zu erwarten und zu hoffen, daß Hütte und Gärtchen ſich noch in demſelben Zuſtande befinden, wie vor zehn Jahren, als ſie nur zwei einſamen Bewohnerinnen zur Heimath dienten.

Damals bildete das Häuschen einen seltsamen Contrast zu den übrigen menschlichen Wohnungen, die in der Nachbarschaft zerstreut umherlagen, einen Contrast, der überaus angenehm berührte, weil man in den gesäuberten Gartenpfaden wie in den sinnig gepflegten Gewächsen, an den sorgfältig verklebten Lehmwänden wie an dem von einer dicken Lage von Palmenwedeln hergestellten Dach, leicht eine ordnende, fleißige Hand erkannte, die, eben mehr aus Liebe zur Ordnung, als um eines Vortheils willen, auf ein schmuckes Aeußere der kleinen Häuslichkeit hielt. Wie hätte auch großer Gewinn von der winzigen Gartenfläche erwartet werden dürfen, in einem Lande, wo jeder Fußbreit tragbaren Bodens mit geringer Mühe in einen Garten verwandelt werden kann, und wo dem Reichen wie dem Armen die Bodenerzeugnisse in üppigster Fülle entgegenwuchern?

Die Beetchen mit den riesenhaften Zwiebeln, den rothglühenden Tomatos oder Evaäpfeln und den balsamisch duftenden Ananas waren deshalb aber nicht minder behutsam gejätet, und in dem Treibhaus eines großen Herrn hätten die kostbarsten und seltensten Bäume nicht liebevoller behandelt werden können, als die beiden fruchtbeladenen Cocospalmen, die sich auf dem freien Platze vor der Thür erhoben, und die fünf oder sechs lichtgrünen Trägerinnen mächtiger Bana-

nentrauben, die gewiſſermaßen den Hintergrund zu dieſer Scene friedlicher Einſamkeit bildeten. —

Es war an einem Nachmittage des Monats Mai. Schwüle, drückende Hitze erfüllte den jedem Lufthauch faſt unzugänglichen Bergkeſſel. Menſchen und Thiere befanden ſich im Schatten der Verandas oder dichter Baumgruppen, und wie ausgeſtorben erſchienen die Stadt und ihre Umgebung.

Auch in der Hütte war es ſtill. Die Fenſteröffnungen waren, um die glühenden Sonnenſtrahlen vollſtändig auszuſchließen, verhangen worden; da in Folge deſſen eine Art von Dämmerung in dem kleinen Raume herrſchte und beim Eintritt durch die im Schatten des vorſpringenden Daches befindliche, nur angelehnte Thür das vom Glanz der Sonne noch befangene Auge nicht ſogleich die einzelnen Gegenſtände zu unterſcheiden vermochte, ſo hätte man in der erſten Minute das leiſe kniſternde Geräuſch, das aus einem Winkel hervordrang, ähnlichen Urſachen zuſchreiben mögen, wie das Geſumſe und Geſchwirr in dem Gärtchen.

Doch weit, himmelweit von einander verſchieden waren die Weſen, die hier, während alles Andere Sieſta hielt, ihr Tagewerk vollbrachten und, kaum ſichtbar, aber deutlich vernehmbar, regen Fleiß und unermüdliche Thätigkeit verriethen. Im Garten,

zwiſchen honigreichen Blüthenkelchen, ſurrten der funkelnde, ſtreitſüchtige Kolibri, der ſchillernde Goldkäfer und die unſcheinbare Biene. Im Innern der Hütte dagegen kauerte ein junges Mädchen auf dem tennenähnlichen Boden, ämſig damit beſchäftigt, aus den Faſern der Cocosnuß, aus geſchmeidigen Grashalmen und angefeuchteten Weidenzweigen zierliche Körbchen zu flechten, die es dann ſinnig mit den ſchönſten Meermuſcheln anfüllte, deren ein kleiner Vorrath in ſeiner Nähe lag.

Leiſe, leiſe verrichtete die junge Muſchelhändlerin ihre Arbeit. Wie ſpielend fügten ſich Halme und Faſern unter den kundigen Fingern aneinander, und nur dann erlitt das Tagewerk eine kurze Unterbrechung, wenn ſie die rechte Hand nach einem ſteif getrockneten Blatt der Fächerpalme ausſtreckte, um mittelſt desſelben die läſtigen Fliegen von einer dicht bei ſchlummernden weiblichen Geſtalt abzuwehren, oder ihr Kühlung zuzuwehen.

Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in der ganzen Erſcheinung, wie ſie ihre Aufmerkſamkeit gleichſam theilte, um ebenſo wenig die Pflichten kindlicher Liebe, wie die Arbeit zu verſäumen, und wer aus dem blendenden Sonnenſchein in die Hütte getreten wäre und lange genug geweilt hätte, um die Augen an die Dämmerung zu gewöhnen, der würde

gewiß weder der auffallenden Aermlichkeit ſeiner Umgebung, noch der ſchlummernden, anſcheinend kranken Mutter des jungen Mädchens geachtet, und dafür ſeine ganze Theilnahme der anmuthigen Arbeiterin zugewendet haben.

Sie war ja ſo ſchön, dieſe bräunliche Tochter des Südens, wie ſie, nur ſpärlich verhüllt mit einem leichten hellfarbigen Ueberwurf, daſaß und in ihrer natürlichen maleriſchen Stellung die üppig abgerundeten Glieder zur Schau trug. Das Geſicht, welches ſchwarze, wellenförmig geſcheitelte und in loſen Flechten niederhängende Haare gleichſam einrahmten, hatte ſie vornüber geneigt, und da die merkwürdig langen Wimpern, indem ſie auf ihre Arbeit achtete, faſt auf den ſammetweichen, roth angehauchten Wangen ruhten, ſo hätte man meinen mögen, ſie ſei in einen Zauberſchlaf verſunken geweſen, ſo ſtill und ſo ernſt nahmen ſich die jugendlichen Züge aus, die ein eigenthümlicher Zug von Verſtändigkeit ſchmückte. Zwiſchen den aufgeworfenen friſchen Lippen hielt ſie einige Cocosfaſern; wenn ſie aber eine derſelben zu ihrem Flechtwerk bedurfte und in Folge deſſen den Mund etwas öffnete, dann zeigte ſie Zähne, ſo weiß und ſo regelmäßig geordnet, daß ſie nicht regelmäßiger und ſchöner aus den Perlmutter-Muſcheln auf ihrem Schooß hätten geſchnitzt werden können. —

Halme und Weiden kniſterten unter den kleinen reizend geformten Händen; große ſtahlblaue Fliegen ſummten zur Thür herein und umſchwirrten den anmuthigen Kopf, doch das fleißige Mädchen ſchien dieſelben nicht zu bemerken. Als die zudringlichen Thiere ſich aber in der Richtung nach der Schlummernden hin entfernten, da griff es haſtig nach dem Palmblatt, und gleichzeitig hoben ſich die ſeidenen Wimpern empor.

War das kindliche Geſicht vorher ſchon reizend, ſo wurde es jetzt bezaubernd durch den Ausdruck, den ihm die großen dunkeln Augen verliehen; denn es ruhte in denſelben eine ſo merkwürdige Miſchung von mädchenhafter Unſchuld und leidenſchaftlicher Wildheit, von liebender Sorgfalt und leicht erregbarem Trotz, daß man ſich unter ihrem Einfluß zugleich mächtig angezogen, aber auch wieder von einer unbeſtimmten Scheu, die heimlich drohenden Leidenſchaften zu wecken und herauszufordern, befangen fühlte. Sogar die ſtahlblauen Fliegen ſchienen den Glanz der prachtvollen Augen zu fürchten, die ihre blitzſchnellen Bewegungen aufmerkſam verfolgten, denn ſie warteten nicht, bis ſie durch den Fächer verſcheucht wurden, ſondern beſchrieben nur noch einen einzigen großen Kreis um die ganze Gruppe und ſchoſſen dann,

wie Pfeile, mit ſingendem Geräuſch wieder in's Freie hinaus.

Eine Minute lang blickte die Muſchelhändlerin traurig und zärtlich auf das hagere, gelblich-bleiche Geſicht ihrer ſchlummernden Mutter, das ihr voll zugekehrt war. Wie in Gedanken verſunken, wehte ſie mit dem Palmblatt einige Male leiſe über die eingefallenen Züge hin, rückte mit dem nackten Fuß die Binſenmatte, die ſich bei einer Bewegung der Leidenden verſchoben hatte, wieder gerade, und nachdem ſie ſodann den Fächer behutſam über eine geſchälte und auseinander getrennte Apfelſine gedeckt, die ſich im Bereich der Kranken befand, ſchickte ſie ſich an, ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Sie hatte noch nicht begonnen, als ſie plötzlich aufmerkſam in die Ferne lauſchte. Der Schall von Fußtritten, die ſich auf der Landſtraße von der Stadt her näherten, war bis zu ihr gedrungen, und eine helle Freude leuchtete aus den dunkeln Augen, als das Geräuſch auf kurze Zeit verſtummte und dann wieder in dem Garten vernehmbar wurde.

„Aber Jacobo trägt keine Schuhe," flüſterte ſie gleich darauf, und ein Zug getäuſchter Hoffnung und ängſtlicher Beſorgniß trat, wie durch Zauber, an die Stelle der kurz vorher geäußerten Freude.

„Er wird meine Mutter wecken, wenn ich ihm

nicht entgegengehe," fuhr ſie im Selbſtgeſpräch fort, indem ſie mit der Elaſticität einer Gazelle emporſprang, die leichte Hülle züchtig um Schultern und Buſen zuſammenzog und leiſe der Thür zuſchlich.

Sie wollte eben in's Freie treten, als ſie den halblauten Ausruf: „Tereſa!" vernahm, und faſt gleichzeitig ein nach dortiger Sitte vornehm gekleideter Mann vor ihr ſtand und ihr die Hand entgegenreichte.

Tereſa trat erſchrocken einen Schritt zurück und heftete einen vorwurfsvollen Blick auf den Fremden, der von dieſem aber nur durch ein ſchadenfrohes Lächeln beantwortet wurde.

Der Fremde nun, deſſen Anblick einen ſo wenig günſtigen Eindruck auf das junge Mädchen auszuüben ſchien, war ein Mann, der die Vierzig ſchon längere Zeit hinter ſich haben mochte, durch ſorgfältige Pflege ſeines Aeußern es aber dahin gebracht hatte, daß er ebenſo gut für einen Sechsunddreißiger gelten konnte. Seine wohlgenährte Geſtalt war noch immer eher ſchlank als korpulent zu nennen und nahm ſich vortheilhaft in dem leichten zierlichen Anzuge aus, der an Weiße mit friſchgefallenem Schnee wetteiferte. Sein breitrandiger, ſehr koſtbarer Panamahut war keck auf die Seite gedrückt, wie bei einem eitlen Burſchen von achtzehn Jahren; aber gerade dieſe augenfällige

Sucht, das wahre Alter zu verbergen, hatte die Wirkung, daß der kalte berechnende Ausdruck in dem sonst nicht unregelmäßigen, sehr sorgfältig und glatt rasirten Gesicht nur noch krasser hervortrat und den schwachen Anflug von weicheren Gefühlen, der zuweilen verstohlen aus den pechschwarzen Augen schimmerte, gewissermaßen verdeckte und verdrängte. Genug, der Charakter dieses Mannes ließ sich mit ziemlicher Leichtigkeit aus seiner äußern Erscheinung errathen: die bösen Leidenschaften waren in ihm überwiegend, und zwar überwiegend, weniger, weil sie ihm vielleicht angeboren gewesen wären, als weil Reichthum und eine unabhängige Lebensstellung ihm seit seiner frühsten Jugend beständig Gelegenheit geboten hatten, denselben rücksichtslos zu fröhnen, ohne zu gleicher Zeit auch den guten Regungen entsprechende Nahrung zu geben. Jedenfalls konnte der Ausdruck seiner Züge für ein schutzloses, mit allem Liebreiz der Jugend ausgestattetes Mädchen, namentlich unter solchen Verhältnissen, drohend und gefährlich genannt werden, und es war daher nicht zu verwundern, daß dieses vor dem schadenfrohen, sinnlichen Blick scheu zurückbebte. —

„Um der heiligen Jungfrau willen, Sennor Gualterio, weckt meine kranke Mutter nicht; es ist so selten, daß sie sich eines erquickenden Schlummers er-

freut," ſtammelte die erſchreckte Muſchelhändlerin, indem ſie ihre Hand zögernd in die dargereichte des Fremden legte.

„Deine Mutter ſchläft, ſchöne Tereſa?" fragte Gualterio, ſeine Stimme dämpfend, und zog das zitternde Mädchen ganz aus der Thür; „Deine Mutter ſchläft? um ſo beſſer für ſie und für uns; komm, komm; ich hätte ja zu keiner gelegenern Zeit eintreffen können, denn gar Mancherlei habe ich mit Dir zu reden." Mit dieſen Worten zwang er die widerſtrebende Tereſa, ihm nach einer nahen, im Schatten des vorſpringenden Daches befindlichen Bank zu folgen und ſich an ſeiner Seite niederzulaſſen.

„Trotz der unerträglichen Sonnengluth unternahm ich den Weg zu Dir heraus, um Dir mitzutheilen, daß ich im Begriff ſtehe, dieſe Hütte nebſt Garten zu verkaufen," begann Gualterio nach einer längern Pauſe, und offenbar mißvergnügt darüber, daß Tereſa ſich, mit ſchlecht verhüllten Zeichen des Widerwillens, ſeiner Umarmung entzogen hatte. „Ja, ich ſtehe im Begriff, Hütte und Garten zu verkaufen, um wenigſtens einen kleinen Theil der Schulden zu decken, in die Ihr Euch, im Vertrauen auf meine langjährige Nachſicht, leichtſinnig geſtürzt habt."

„Leichtſinnig geſtürzt, Senuor?" fragte Tereſa, und ihre Lippen bebten, während ihre Augen ſich mit

Thränen füllten. „Ihr ſagt leichtſinnig? War es leichtſinnig von meinem Vater, daß er in ſeinem Beruf als Fiſcher draußen auf hoher See vom Sturm ereilt und von den grauſamen Wogen verſchlungen wurde und daß das von Euch ihm anvertraute Boot mit ihm zugleich zu Grunde ging? Trifft der Vorwurf des Leichtſinns meine arme Mutter, weil ſie erkrankte und die zu ihrer Pflege erforderlichen Heilmittel unſere Schulden ſo ſchnell wachſen machten? O Sennor, es kann Euer Ernſt nicht ſein; Ihr werdet Geduld haben, wenn auch nicht mit mir, doch mit meiner Mutter. Ich arbeite Tag und Nacht, aber mein Verdienſt iſt nur gering und kaum ausreichend zu unſerm täglichen Lebensunterhalt, deſſen Koſten ja noch durch Arzeneien und die einem Kranken zuſagenderen Speiſen ſo ſehr vertheuert werden. Wenn meine Mutter aber wieder geſundet, dann hoffe ich im Stande zu ſein, die Schuld allmälig abzutragen; o, habt Geduld, nehmt uns nicht das letzte Obdach, in welchem meine Eltern ſo glückliche Tage verlebten, das Obdach, unter welchem ich geboren wurde, gewiß, es würde meine arme Mutter tödten!“

Gualterio hatte aufmerkſam zugehört; ſeine ſchwarzen Pupillen erweiterten ſich bei jedem der ſo dringend geſprochenen Worte mehr und mehr, und eine gewiſſe lüſterne Befriedigung ſpielte um ſeinen zu

einem Lächeln verzogenen Mund, als Tereſa zu ihm herantrat, ſeine Hand ergriff und dieſelbe mit flehendlicher Geberde heftig drückte.

„Nicht ohne Obdach ſollſt Du ſein, Muchacho*),“ hob er endlich an, nachdem er ſich hinlänglich an Tereſa's Angſt geweidet, „nein, Du ſo wenig, wie Deine Mutter. Aber in der Stadt ſollt Ihr leben, in meinem eigenen Hauſe, und ſolche Dienſtleiſtungen verrichten, die Eure Kräfte nicht überſteigen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Eure Dienſtleiſtungen berechne, und zwar nicht zu den niedrigſten Preiſen.“

„Alſo zu Peons**) wollt Ihr uns machen, Sennor?“ rief Tereſa mit halblauter Stimme angſtvoll aus; „zu Peons und uns zugleich die Möglichkeit rauben, je in unſerm Leben die Schuld abtragen zu können! O, Sennor, um der Liebe der gebenedeiten Jungfrau willen, gönnt uns die Freiheit! Ich verſpreche, ich ſchwöre es, nicht eher will ich ruhen und raſten, als bis ich Euch das Eurige wieder zurückerſtattet habe. Laßt Euch erbitten, übt Barmherzigkeit, und Gott wird Euch dafür ſegnen! Bedenkt, auch Ihr habt Weib und Kind. Bedenkt, wenn ſie, wie ich und meine Mutter, um ihre Freiheit betteln,

*) Kleines Mädchen.

**) Eine Art von Leibeigenſchaft.

vergeblich betteln müßten!" Sie wollte noch weiter ſprechen, aber der Kummer erſtickte ihre Stimme und mit ängſtlicher Erwartung hafteten ihre Blicke an Gualterio's Munde.

„Nein, Muchacho, zu Peons will ich Euch nicht machen," entgegnete Gualterio, ſeine Hand ſchmeichelnd unter das ſammetweiche Kinn des jungen Mädchens legend, innerlich frohlockend, eine ſolche Gewalt über dasſelbe gewonnen zu haben. „Ihr könnt nicht mehr werden, was Ihr doch in der That ſchon ſeid," fügte er mit bitterem Ausdruck hinzu, als Tereſa ſich unwillig von ihm abwendete; „oder beſitzt Ihr noch irgend Etwas, das Ihr Euer Eigenthum nennen dürftet? Sogar die leichte Hülle, die Deinen ſchönen Körper den bewundernden Blicken ſo neidiſch entzieht, gehört mir, und ich brauchte nur die Hand auszuſtrecken, um das zu nehmen, was mir von Rechtswegen gebührt. Aber ich will ſchonend mit Euch verfahren, Euer Verhältniß ſoll Euch nicht drücken. Mein Haus iſt groß genug, um Dir ſammt Deiner Mutter ein bequemes Unterkommen zu gewähren und, wie ich Dir ſchon ſagte, nur leichte Arbeiten werden Dir zufallen. Auch barfuß ſollſt Du nicht mehr gehen, ſondern Dich kleiden wie die reichſten Sennoritas, die bis jetzt hochmüthig auf Dich niederſchauten. — Und fragſt Du vielleicht, was ich

von Dir für ſo viel Freundlichkeit verlange?“ fuhr Gualterio fort, indem er Tereſa näher rückte. „Was ich von Dir verlange, Muchacho? Sieh, nur Dich ganz allein; mir ſollſt Du gehören und mich nicht ſchmollend zurückweiſen, wenn ich komme, um Dir zu ſagen, wie ſchön Du biſt und wie ſehr ich Dich liebe und bewundere.“

Tereſa hatte die Augen niedergeſchlagen und ließ Gualterio ruhig zu Ende ſprechen; aber an der Art und Weiſe, wie ſich ihr halb bedeckter Buſen hob und ſenkte und wie ſie die Lippen zuſammenpreßte, war zu erkennen, wie viel Mühe es ſie koſtete, ihrem Peiniger gegenüber, den ſie noch mehr zu erbittern fürchtete, die äußere Ruhe zu bewahren. Als derſelbe aber ſeinen Arm um ſie legte, ſie begierig an ſich zu ziehen ſtrebte und ſein glühend heißer Athem ihre hoch geröthete Wange förmlich ſengte, da ſprang ſie empor und trat zwei Schritte von ihm zurück. Ihre Augen funkelten wild, ihre Hände ſchloſſen ſich krampfhaft, doch in der nächſten Sekunde ſchon hatte ſie ihre Faſſung wiedergewonnen, und nachdem ſie einen beſorgnißvollen Blick auf die halbgeöffnete Thür geworfen, begann ſie mit leiſer ergebungsvoller Stimme:

„Habt Barmherzigkeit mit uns, Sennor, und laßt mich da, wo ich geboren bin. Ich ſehne mich nicht nach einem trägen Leben, nicht nach Schuhen

oder ſchönen Kleidern. Ich bin ſeit meiner frühſten Kindheit an ein rauhes Leben und an harte Arbeit gewöhnt, und mit Freuden will ich wirken und ſchaffen, um Euch gerecht zu werden. Auch arbeite ich ja nicht allein, denn der wackere Jacobo hat nicht vergeſſen, daß ſein Vater und der meinige Freunde waren; unſerer vereinten Mühe kann es nicht ſchwer werden, uns allmälig wieder in den unbeſtrittenen Beſitz von Hütte und Garten zu bringen, ſeid daher —"

„Jacobo? Dieſer Landſtreicher?" unterbrach Gualterio das junge Mädchen, und heftiger Zorn entſtellte ſein Geſicht; „Du erwarteſt Hülfe von ihm? Ha ha ha! er wird Dir keine Hülfe mehr angedeihen laſſen, denn die Schuld, die auf ſeinem Boot haftet, habe ich an mich gekauft, und mir gehört das Boot, in dem er auf den Fiſchfang geht. Oder glaubſt Du vielleicht, ſein Vater habe ihm etwas Anderes als Schulden hinterlaſſen? Schulden, die der Sohn leichtſinnig vergrößerte, anſtatt ſie zu verringern? Auch er iſt mein Peon! Aber höre, Tereſa," lenkte er plötzlich mit freundlicherer Miene und Stimme ein; „nimm Vernunft an; ich will Deine Weigerung vergeſſen, Jacobo die Schuld erlaſſen und ihn nach Mexiko ſenden, wo er in die Armee eintreten ſoll. Ich will ihn auf einen Weg bringen, auf dem es ihm nicht ſchwer werden kann ſich emporzuarbeiten; er iſt

ein armer Burſche und wird ſich im glänzenden militairiſchen Schmuck ganz anders ausnehmen, wie unſere zerlumpten Milizen; ja, noch mehr, ich will dafür Sorge tragen, daß er nach einigen Jahren zurückkehrt, Dich zu ſeinem Weibe nimmt und mit Dir in dieſe, Eure eigene Hütte einzieht, nur folge meinem Rath, meiner Bitte, und weigere Dich nicht länger, meinen Wünſchen nachzukommen. Vergiß nicht, ich bitte um Etwas, das zu fordern, mit Gewalt zu fordern, ich ein Recht habe!"

„Jacobo iſt ein braver, wackerer Burſche," erwiderte Tereſa mit Entrüſtung; „wenn er ſeine Schulden vergrößerte, ſo geſchah es für Weib und Kind des Freundes ſeines Vaters. Auch er iſt nicht für ein glanzvolles Leben geboren und ſehnt ſich nicht nach einem ſolchen. Entſcheidet er ſich, eines bequemen Daſeins wegen, dafür, Soldat zu werden, ſo mag er es thun, ich halte ihn nicht. Beabſichtigt Ihr aber, meiner Mutter und mir den letzten Freund, die letzte Stütze und das letzte Obdach zu rauben, dann iſt der Hafen von Acapulco noch groß genug, zwei Unglückliche zu beherbergen. Zu Euch in's Haus ziehe ich nicht! Nein, niemals! Nun geht hin und thut was Ihr wollt!"

Obgleich Tereſa von Zorn erfüllt war, ſo hatte ſie ihre Stimme doch nicht über ſcharfes Flüſtern er-

hoben; ihre Augen funkelten aber immer wilder, während ſie ſich in Eifer redete und dem leidenſchaftlichen Wüſtling gegenüber eine trotzige, herausfordernde Haltung annahm. Sobald ſie aber geendigt, wendete ſie ſich kurz um und ſchritt ſchnell durch die Thür, die ſie dann leiſe und behutſam hinter ſich abſchloß.

„Carajo!“ fluchte Gualterio und ſeine Zähne knirſchten laut aufeinander, während ſeine begierigen Augen das davoneilende Mädchen gleichſam verſchlangen. „Carajo! Du biſt noch nicht mürbe genug! Aber warte, ich bin es, der Deinen Trotz beugen und Deinen herumſtreichenden Gefährten fern von Dir halten wird. Ja, er iſt es allein, der mir jetzt noch im Wege ſteht. Mir gehört Ihr, Beide gehört Ihr mir, mit Leib und Seele, und wehe dem, der mir feindlich entgegenzutreten wagt. — Der Hafen von Acapulco groß genug, um ſie zu beherbergen! ha ha ha!“ fuhr er mit höhniſchem Lachen fort, indem er langſam davonſchritt; „o, das Leben iſt ſüß, man wirft es nicht ſo leicht fort, zumal wenn das Geſchick erſt zu lächeln beginnt. Aber Jacobo, Jacobo, er iſt es, der Dich ſo ſtörriſch macht; er ſoll mir dafür büßen.“ Mit ſolchen Gedanken begab ſich der reiche Wüſtling auf die Landſtraße und kehrte auf dem nächſten Wege zur Stadt zurück.

II.

Sobald Tereſa ſich in dem verdunkelten Gemach befand, in welchem ihre Mutter noch immer ſchlief, verließ ſie die Kraft vollſtändig, die ſie Gualterio gegenüber ſo lange bewahrt hatte. Sie ſchlich auf den Zehen nach einem Winkel, wo die wenig künſtleriſche Abbildung der Jungfrau Maria, umgeben von einigen noch nicht ganz verdorrten Palmzweigen, an die Wand genagelt war, warf ſich vor derſelben auf die Kniee, und indem ſie verzweiflungsvoll die Hände rang, richtete ſie ihre Blicke auf die, von der ſie jetzt nur noch allein Rettung erwartete.

Ein leiſes Pfeifen, das ſich von außen her vernehmen ließ, ſtörte ſie in ihrer Andacht. Sie ſprang empor, ſtrich die langen Flechten aus ihrem jetzt wieder hoffnungsvoll belebten Geſicht zurück, und ebenſo geräuſchlos, wie ſie kurz vorher hereingekommen war, ſchlich ſie zu ihrer noch immer in krankhaften Schlummer verſunkenen Mutter. Nachdem ſie derſelben, wie um ihren Schlaf ruhiger und erquickender zu machen, etwa eine Minute lang Kühlung zugefächelt hatte, öffnete ſie die Thür und trat, ohne dieſelbe wieder heranzuziehen, in's Gärtchen.

Ihre Blicke brauchten nicht lange nach Dem zu ſuchen, der ihr das bekannte Zeichen gegeben; denn

auf derſelben Bank, auf der ſie vor kaum einer Viertelſtunde mit Gualterio geſeſſen, ruhte jetzt, nachläſſig ausgeſtreckt, ein bräunlicher kraftvoller Burſche von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren.

In ſeiner äußern Erſcheinung beſaß derſelbe als junger Mann ungefähr die nämlichen Eigenſchaften, die Tereſa als das anziehende Bild ungeſchulter, natürlicher, vielleicht etwas verwilderter, aber deshalb nicht minder bezaubernder Jungfräulichkeit charakteriſirten, nur daß aus ſeinen dunkeln Augen, die ebenfalls von dichten ſchwarzen Locken und außerdem von einem runden Strohhut beſchattet wurden, ein noch höherer Grad von Trotz hervorleuchtete.

Auch er ging barfuß, und da das weite baumwollene Hemde, das ſeinen Oberkörper umſchloß, auf der Bruſt offen ſtand, ſeine faltigen Beinkleider aber bis über die Kniee aufgerollt waren, ſo hatte man Gelegenheit, das Ebenmaß der Glieder zu bewundern, die zugleich Kraft und eine ungewöhnliche Gewandtheit verriethen.

Der gänzliche Mangel des Bartes gab den abgerundeten Zügen etwas überaus Weiches und Jugendliches, und nur die vollſtändig männlich ausgebildete Geſtalt und der Ausdruck ſeiner Augen deuteten darauf hin, daß er die Gränze, die das Jünglings-

alter von dem Alter des Mannes ſcheidet, ſchon überſchritten habe.

Neben ihm ſtand ein großer, weidengeflochtener Korb. Derſelbe war bis zur Hälfte mit ausgeſucht ſchönen Seemuſcheln angefüllt, die aber nur wenig ſichtbar waren, weil einige noch feucht ſchimmernde Fiſche und mehrere große, noch lebende Seekrabben gleichſam eine Decklage auf denſelben bildeten.

Tereſa hatte die Thür ſo geräuſchlos geöffnet, daß der junge Mann, deſſen Blicke auf die reifenden Cocosnüſſe der nahen Palmen gerichtet waren, ſie gar nicht bemerkte. Kaum hatte ſie aber das Wort „Jacobo“ ausgeſprochen, ſo ſchnellte er wie der Blitz empor und breitete die Arme aus, um das junge Mädchen an ſeine Bruſt zu ſchließen. Tereſa aber trat einen Schritt zurück und machte eine abwehrende Bewegung, indem ſie beſorgt flüſterte: „Jacobo, Du wirſt mit Deinem Ungeſtüm meine Mutter wecken.“

„Deine Mutter ſchläft?“ entgegnete der junge Mann, und ein wilder Blick ſchoß aus ſeinen Augen; „Deine Mutter ſchläft? Möge die gebenedeite Jungfrau ihren Schlaf ſegnen; es würde ſie aber nicht geſtört haben, hätteſt Du mir geſtattet, Dich ſo zu begrüßen, wie mein Herz es wünſcht und wie es Deinem zukünftigen Gatten zuſteht. Ich habe Dich ſeit geſtern

nicht geſehen, und wohl hätte ich verdient, von Dir als Freund empfangen zu werden.“

„Jacobo, es ſteht Dir nicht zu, mich zu begrüßen, wie der Gatte ſein Weib begrüßt; auch werde ich es nicht dulden, ſo lange Deine Augen noch zornig funkeln, wenn ich dir widerſpreche. Spiegelteſt Du Dich jetzt im ſtillen Waſſer des Hafens, dann würdeſt Du Dich ſelbſt nicht wieder erkennen und einſehen, wie recht ich hatte, Dich zurückzuweiſen. Du ſchauſt ſo wild darein, wie ein Panther im Gebirge. Ich fürchte mich vor Dir, aber Du wirſt Dich durch Deinen Jähzorn noch in's Unglück ſtürzen. Doch hier iſt meine Hand, zum Zeichen, daß ich Dir nicht zürne und Dich als meinen beſten Freund betrachte.“

Jacobo ſtellte ſich, als ob er die dargebotene Hand nicht bemerke, wendete ſich um und wies gleichgültig auf den Korb.

„Da, nimm, was ich Dir gebracht habe,“ begann er mit ſeiner tiefen wohltönenden Stimme, die aber noch vor innerer Aufregung bebte; „ſchönere Muſcheln wurden noch nie vom Boden des Meeres an's Tageslicht befördert oder von den Wellen auf den Strand geworfen. Das kaliforniſche Dampfboot muß in den nächſten Tagen eintreffen, und die Reiſenden werden Dir gewiß einen hohen Preis für jede einzelne derſelben zahlen.“

„Höre, Jacobo, ich will Deine Muſcheln nicht, ebenſowenig Deine Fiſche. Meine Mutter und ich können ganz gut von Bananen und Nüſſen leben. Nein, ich nehme Nichts von Dir, gar Nichts; wenigſtens nicht eher, als bis Du mir die Hand gereicht.“

Jacobo ſtand eine Minute lang wie unſchlüſſig da. Er vermied abſichlich den Blicken des Mädchens zu begegnen, offenbar aus Furcht vor dem unwiderſtehlichen Einfluß, den ſie ſtets auf ihn ausübten; dann aber ergriff er ſeinen Korb, ſchwang ihn leicht auf die Schulter und ſchritt langſam der Landſtraße zu.

Tereſa beobachtete unterdeſſen auf's Schärfſte jede Bewegung ihres Geliebten, und eine ängſtliche, erwartungsvolle Beſorgniß ſpiegelte ſich in ihren Zügen, als derſelbe ſich immer weiter von ihr entfernte. Das Weinen war ihr nahe und ſie ging augenſcheinlich mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob ſie ihn zurückrufen, oder ſeine freiwillige Rückkehr abwarten ſolle. Plötzlich warf der junge Fiſcher ſeinen Korb mit Heftigkeit zur Erde, ſo daß ein Theil ſeines Inhalts weit umherflog, und trat dann, ihr die Hand entgegenreichend, wieder vor ſie hin.

„Tereſa, ich hatte unrecht,“ ſagte er, ihr voll in die großen, jetzt aber freundlich lächelnden Augen blickend; „ich werde mich ändern; Du weißt, mein Jähzorn iſt ein Erbfehler, und Erbfehler ſind ſchwer abzu-

legen. Nur aus Liebe zu Dir ließ ich mich hinreißen; aber ich will mich ändern."

„Du biſt der beſte Burſche unter dem Himmel," entgegnete Tereſa, indem ſie ihren Geliebten mit Stolz betrachtete; „ja, der allerbeſte Burſche, und Dein Weib will ich auch werden. Ueber den Erbfehler tröſte Dich immerhin; Du wirſt ihn ablegen, wenn ich Dir gelegentlich denken helfe und wenn Du Deinen Schutzheiligen nur öfter um ſeinen Beiſtand bitteſt. Damit Du aber auch ſiehſt, wie lieb ich Dich habe" — bei dieſen Worten ſchlang ſie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und erſtickte durch einen herzinnigen Kuß die ferneren Betheuerungen ſeines guten Willens.

„Aber nun laß," ſagte ſie gleich darauf, da der beglückte Jacobo ſie immer feſter an ſich drückte, als wenn er ſie nie wieder habe von ſich laſſen wollen; „laß, es iſt genug jetzt," wiederholte ſie, ſich ſeinen Armen entwindend. „Komm, wir wollen gemeinſchaftlich den Korb holen und die Muſcheln zum Verkauf ordnen. Du ſagteſt ja ſelbſt, das kaliforniſche Dampfboot würde in den nächſten Tagen eintreffen."

Nachdem ſie ſodann einen ſorglichen Blick durch die Thür auf ihre ruhende Mutter geworfen, ſchritten die beiden jungen Leute Arm in Arm zu dem Korbe hin, ſammelten plaudernd und ſcherzend die

Muſcheln, die zerſtreut auf dem dürren Erdreich umherlagen, ein und packten demnächſt die grimmigen Krabben, die ſich unbeholfen fortbewegten und ihnen die großen, weitgeöffneten Scheeren feindlich entgegenreckten, wieder obendarauf. Als ſie mit dieſer Arbeit zu Stande gekommen, da nahmen ſie die Laſt zwiſchen ſich und kehrten leichten Herzens nach der Hütte zurück.

„Gualterio war hier; ich ſah ihn den Garten verlaſſen und den Weg nach der Stadt einſchlagen," bemerkte Jacobo mit einem verſtohlenen Seitenblick auf ſeine Gefährtin, als ſie eben durch die Thür treten wollten.

„Ja, er war hier," verſetzte Tereſa, den Korb erſchrocken fahren laſſend, denn Jacobo hatte ſeit ſeiner Ankunft ihre ungetheilte Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ihr jeder Gedanke an das widerwärtige Zuſammentreffen mit Gualterio fern geblieben war.

„Ja, er war hier, guter Jacobo, und ſchreckliche Drohungen hat er gegen mich ausgeſprochen."

„Drohungen?" fragte Jacobo, und die Röthe des Zorns färbte ſein gebräuntes Geſicht noch dunkler.

„Ja, gedroht hat er mir und auch Dir; aber kein einziges Wort erfährſt Du weiter, wenn Du Deinen

Zorn nicht bemeiſterſt. Du mußt ruhig ſein, Du mußt mit mir überlegen und berathen, auf welche Weiſe wir das Unheil von uns abwenden. Du weißt ja, wir armen Leute haben den Reichen gegenüber kein Recht, und wenn wir ihnen trotzen, dann bereiten ſie uns den Untergang."

„Du willſt alſo ruhig hinnehmen, was er Dir bietet? O, Tereſa, ich weiß, mit welchen Plänen der Schurke umgeht! Es iſt Dein und mein Tod, wenn Du ihm nicht trotzeſt, nicht Widerſtand leiſteſt!" So ſprechend legte Jacobo ſeine beiden Hände auf der Muſchelhändlerin Schultern und blickte ihr mit einem ſolchen Ausdruck zügelloſer Wildheit in die Augen, als wenn er in der That ſchon einen Treubruch zu rächen gehabt hätte.

„Glaubſt Du, ich ahnte nicht, was er will, und glaubſt Du, ich würde mich nicht lieber in das tiefſte Waſſer des Hafens betten, als mich ſeinen Wünſchen fügen?" fragte Tereſa, und ihre Augen ſprühten, während nunmehr auch bei ihr die Röthe aufgeregter Leidenſchaften ſich über ihr liebliches Geſicht ausbreitete. „Geh!" fuhr ſie entrüſtet fort, die Hände Jacobo's mit Heftigkeit von ihren Schultern entfernend. „Du wirſt meine arme Mutter durch Deine Wuth um den erquickenden Schlummer bringen! Geh, Du verdienſt nicht, daß ich Dich ſo geliebt habe, wenn Du

derartige Zweifel hegſt. Die heilige Mutter Gottes vergebe Dir; aber kein einziges Wort ſpreche ich mehr, wenn Du Dich nicht beruhigſt und Deinen Zorn, der uns Allen Unglück bringt, bemeiſterſt!"

„Tereſa," begann Jacobo nach einer kurzen Pauſe mit eigenthümlich wehmüthigem Ausdruck; „Tereſa, ſoll ich meine Ruhe bewahren, wenn ich von der Furcht, Dich zu verlieren, gequält werde?"

„Du ſollſt nicht ſo zornig und wild werden, guter Jacobo," erwiderte das Mädchen, des jungen Mannes Hand ergreifend und freundlich drückend; „ſo, jetzt ſiehſt Du doch aus, daß ich wieder Zutrauen zu Dir habe, und Alles, was der grauſame Mann zu mir ſprach, will ich Dir erzählen; Du ſollſt mir überlegen helfen und mir rathen; denn es muß Etwas geſchehen, bald geſchehen, oder wir werden auf ewig von einander getrennt."

Als Jacobo dieſe Worte vernahm, erbleichte er und wie unbewußt legte ſich ſeine Hand auf den hörnernen Griff des breiten Meſſers, welches er auf der Seite im Gürtel trug.

„Nicht doch, nicht doch, guter Jacobo," beſänftigte Tereſa, indem ſie ihres aufgeregten Geliebten Wange zärtlich mit ihrer kleinen braunen Hand ſtrich. „Mäßige Dich; Dein Zorn kann zu Nichts helfen. Wir müſſen ſuchen Gualterio auf die eine oder andere

Art zufrieden zu ſtellen, oder doch wenigſtens Aufſchub von ihm zu erwirken. Mit Gewalt aber dringen wir bei ihm nicht durch und erbittern ihn nur noch in höherem Grade.“

Tereſa's freundlicher Zuſpruch, vielleicht mehr noch ihre zärtliche Berührung, riefen eine plötzliche Umwandlung in dem Weſen Jacobo's hervor. Er wurde fügſam wie ein Kind und folgte willig, als ſie ihn aufforderte einzutreten und ihr bei der Arbeit hülfreiche Hand zu leiſten.

Nach einigen Minuten ſaßen die beiden jungen Leute nicht weit vom Lager der ſchlummernden Frau auf der Erde, und während Tereſa fortfuhr, kleine Körbchen zu flechten, ordnete Jacobo ſinnig die Muſcheln in dieſelben, wobei er ſorgfältig darauf achtete, die glänzendſten und prahlendſten Seiten der zierlichen Meereserzeugniſſe, recht in's Auge fallend, nach Außen zu kehren. Im leiſeſten flüſternden Tone erzählte Tereſa Wort für Wort ihre Unterhaltung mit Gualterio. Jacobo zuckte wohl hin und wieder ſchmerzlich zuſammen, wobei ſeine Augen einen wilden, faſt unheimlichen Ausdruck annahmen, namentlich als ſie ihn fragte, ob er geneigt ſei, ſich in das ſtehende Heer einreihen zu laſſen, doch ein Wink von ihr, oder auch ein bloßes Zeichen genügten dann immer, den drohenden Sturm zurückzuſcheuchen und

die äußerliche Ruhe des leicht erregbaren Fiſchers wiederherzuſtellen. —

Tereſa hatte ihre Mittheilungen ſchon längſt beendigt; manche Pläne und Rathſchläge waren von beiden Seiten vorgebracht, erwägt und wieder verworfen, manche Hoffnung erweckt und manche Beſorgniß verſcheucht und wieder angeregt worden, als die Kranke endlich erwachte und ihnen dadurch alle ferneren Erörterungen über dieſen Gegenſtand von ſelbſt verboten wurden. Sie wünſchten ja ihre wahre Lage bis zum letzten Augenblick vor der Mutter geheim zu halten, um deren Zuſtand nicht durch das Hervorrufen von nachtheiligen Gemüthsbewegungen zu beeinträchtigen. Dieſelbe litt nämlich an dem dort einheimiſchen ſchleichenden Fieber, welches ſeine Opfer durch Hartnäckigkeit im Allgemeinen mehr ſchwächt, als wirklich gefährdet, ſie aber jedenfalls unfähig zu jeglicher Arbeit macht.

Als die Mutter erwachte, hatte ſie eben einen jener Fieberanfälle überſtanden, welchen gewöhnlich eine namenloſe Schwäche folgt, die ſich wieder zunächſt in einem tiefen, aber von wirren Traumbildern durchwebten Schlaf der Erſchöpfung kundgiebt. Ihr erſter Blick fiel auf die beiden jungen Leute, und eine unverkennbare Zufriedenheit leuchtete aus ihren hageren gelblichen Zügen, als ſie gewahrte, wie dieſelben ſich

jetzt mit liebender Sorgfalt um ſie bewegten und ihr auf alle nur denkbare Weiſe Linderung zu verſchaffen ſuchten. Sie duldete mit Freuden, daß man ſie auf die Bank vor der Thür brachte und dort unter ihren Augen die Arbeit, die mehr kindiſchen Spielen glich, fortſetzte. —

Die Schatten der Küſtenberge dehnten ſich ſchon weit über das ſpiegelglatte Becken des Hafens aus, als Jacobo endlich ſeinen leeren Korb auf die Schulter nahm und ſich in der Richtung nach der Stadt entfernte.

Mutter und Tochter blickten dem Davoneilenden ſinnend nach; Letztere, erfüllt von ſchweren Beſorgniſſen und geheimem Kummer; Erſtere dagegen mit freudiger Hoffnung. Die arme Frau ahnte nicht, daß ihren Kindern Unheil drohen könne, und indem die ſchwarzen Kugeln eines uralten Roſenkranzes leiſe zwiſchen ihren zitternden Fingern durchglitten, tauchten, trotz ihrer körperlichen Leiden, die freundlichen Bilder einer zufriedenen, ſchönen Zukunft vor ihr auf.

III.

Die Ankunft der zwiſchen San Francisco und Panama vermittelnden Dampfer wird, der mit derſelben in Verbindung ſtehenden Ausſicht auf Gewinn und Unterhaltung wegen, in Acapulco gewiſſermaßen als ein heiteres Feſt betrachtet. Vorzugsweiſe geſchieht dies aber, wenn Tageshelle deren Einlaufen in den Hafen begünſtigt, und daher zu erwarten ſteht, daß der größte Theil der Paſſagiere landet und die ſechs oder ſieben Stunden Aufenthalt dazu verwendet, mit den Bewohnern der Stadt zu verkehren, hier mit ihnen vereinigt die Schenken zu beſuchen, dort in den öffentlichen Buden kleine Einkäufe zu beſorgen oder auch am Montetiſch klingendes Gold zu verſpielen.—

Es mochte ungefähr vier und zwanzig Stunden nach dem Beſuch ſein, den Gualterio der einſamen Hütte abſtattete, als das, ſchon am Vormittage ſignaliſirte Dampfboot, gerade gegenüber der Stadt, bei dem Steinkohlendepôt, einem mächtigen, im Waſſer errichteten Gerüſt, Anker warf, und mit dem Einnehmen des erforderlichen Heizungsmaterials ſogleich begonnen wurde

Ein überaus reges Leben herrſchte in Folge deſſen im Hafen und in der Stadt. Die ganze Bevölkerung, erfreut, noch den größten Theil des Tages vor

ſich zu haben, war in Bewegung, einestheils, um Zeuge des ſchon bekannten, aber nichtsdeſtoweniger wechſelnden und deshalb ſtets neuen Schauſpiels zu ſein, dann aber auch, um durch Dienſtleiſtungen, oder durch den Verkauf von Erzeugniſſen des Bodens und ihrer Hände Arbeit noch einige Dollars von den mit Schätzen heimkehrenden Reiſenden zu verdienen. Zahlreiche Böte, gerudert von kräftigen halbnackten Fiſchern, umſchwärmten den mächtigen Koloß, der, gleichſam ermüdet von der langen Fahrt auf dem ewig wogenden Ocean, regungslos, wie ein unerſchütterlicher Felſen dalag und durch ſeinen ſchwarzen Schlott übelriechenden Qualm und zuſammengepreßte Waſſerdämpfe ziſchend und kreiſchend in's Freie ſandte.

Das Zeichen zum Landen war noch nicht gegeben, die Treppen neben den Radkaſten noch nicht niedergeſchlagen worden, und Hunderte von Paſſagieren lehnten ſich über die Brüſtungen und betrachteten neugierig die ſonnverbrannten Bootsleute, die geräuſchvoll die guten Eigenſchaften ihrer leichten Fahrzeuge anprieſen und zur baldigen Fahrt nach der ungefähr fünfhundert Ellen entfernten Stadt aufforderten. Sie blickten auch hinunter in die kryſtallklaren Fluthen, in welchen tief, tief unten die buntfarbigſten und merkwürdigſten Fiſche, durch optiſche Täu-

ſchung den Augen ſcheinbar näher gerückt, munter mit einander ſpielten, während auf anderen freien Stellen zwiſchen den Böten einige Dutzend Knaben von zwölf bis achtzehn Jahren lärmend umherſchwammen und es gewiſſermaßen den Fiſchen in gewandten Wendungen und geſchicktem Tauchen zuvorzuthun trachteten. —

Kleine Silbermünzen, von den ſich beluſtigenden Paſſagieren geworfen, fielen zwiſchen die ausgelaſſenen Burſchen in die durchſichtigen Fluthen hinab und ſenkten ſich, vermöge ihrer Leichtigkeit das Waſſer in regelmäßigem Zickzack durchſchneidend, dem Meeresboden zu.

Schallender Jubel begrüßte jede einzelne dieſer entgegengeſchleuderten Gaben, und im nächſten Augenblick ſchoſſen die geübten Taucher dem blinkenden Geldſtück nach, um tief unten, ähnlich balgenden, den Sagen entlehnten Tritonen, ſich in einem Kampf der eigenthümlichſten Art zu meſſen. Man ſah die verſchiedenen Glieder ſich ineinander verſchränken und gegenſeitig ausdrängen; die Hände haſchten nach der Münze, die, wie eigenwillig, von der einen Seite nach der andern hinüberſchwankte und, zwiſchen den Fingern durchſchlüpfend, immer tiefer und tiefer hinabſank, bis endlich ein glücklicher Schwimmer ſie erfaßte.

War ſie dann wirklich erbeutet, ſo erſchien die ganze Geſellſchaft leicht, wie eben ſo viele Korkpfropfen, in der nächſten Sekunde wieder auf der Oberfläche des Waſſers und munterte lärmend die Paſſagiere auf, durch das Hinabwerfen von ſchwereren Geldſtücken ihre Kunſtfertigkeit auf härtere Proben zu ſtellen.

Ein Fünfcentſtück nach dem andern flog in weitem Bogen den unermüdlichen Tauchern zu, und zu Dollars war die Summe ſchon angewachſen, welche die Knaben in ihren Backentaſchen geborgen hatten, als endlich das Commando zum Hinunterlaſſen der Treppen gegeben wurde.

Die Bote, deren Spitze Jacobo führte, ſchoſſen heran und legten ſich abwechſelnd ſeitlängs der Radkaſten; die Paſſagiere drängten ſich in dichten Reihen niederwärts und ſprangen in die leichten, durch die Erſchütterung heftig ſchwankenden Fahrzeuge hinab, und noch keine fünf Minuten waren vergangen, da glich die ſonſt ſo ſtille Waſſerfläche zwiſchen dem Steinkohlendepôt und der Stadt einem luſtigen Corſo, auf welchem die mit ſingenden und jubelnden Menſchen überfüllten Böte eine Wettfahrt anſtellten.

In dem Maße nun die Paſſagiere landeten, nahm auch das Gewirr in den Straßen und am Strande

zu, wo die Bewohner von Acapulco ſich längſt zum Empfang der Fremden vorbereitet hatten.

Von dem Palmenhain, der ſich in dem Waſſer ſpiegelte, bis über den Martplatz hinaus und weit in alle Nebenſtraßen hinein zogen ſich die in aller Eile errichteten Buden, und in den ſchmalen Gaſſen zwiſchen dieſen wogten in dichtem Gedränge die aus allen Weltgegenden zuſammengewürfelten Kalifornier. Sie ſchienen nicht zu fühlen, daß die glühenden Strahlen der Sonne faſt ſenkrecht auf ſie niederbrannten. Es war ihnen ein zu großer Genuß, ihre Bewegungen nicht mehr nach denen des rollenden Schiffs abmeſſen zu brauchen, und geräuſchvoll äußerten ſie ihre Freude über die bunte Umgebung und das, was ihnen von derſelben geboten wurde.

Tiſche mit kühlen, würzigen Limonaden reihten ſich an Haufen von Bananen, Apfelſinen, Ananas und Cocosnüſſen; einfache Kuchen- und Tortillas-Bäckereien an Gerüſte mit ſchillernden Muſcheln und wunderbaren Seegewächſen; gezähmte Ameiſenbäre, Eichhörnchen und kleine grüne Papageien wurden auf einer andern Stelle feil gehalten, während dichtbei unter einem Zeltdach Karten und Würfel unabläſſig kreiſten. Zierlich gedrehte Cigarretten, bald in Bündeln, bald in Packetchen oder Körben, waren bei jedem Schritt zu ſehen, ſo wie auch Blumen, die

man in geschmackvolle Sträußchen geordnet; und von Allem wurde gekauft und freigiebig, ohne zu feilschen, die geforderten, verhältnißmäßig niedrigen Preise gezahlt, hier, um sich einen augenblicklichen Genuß zu verschaffen, dort, um sich für den Rest der Reise mit einigen auf Seeschiffen so sehr willkommenen Erquickungen und Annehmlichkeiten zu versehen, oder auch um kleine Merkwürdigkeiten und Andenken aus der Ferne mit in die Heimath zurückzubringen.

Die Passagiere waren fröhlich und guter Dinge, weil sie sich zum größten Theil nach langjähriger Abwesenheit vom Vaterlande eben wieder auf der Heimreise befanden; die Bevölkerung von Acapulco dagegen, weil sie glänzende Geschäfte machte. Allerdings kamen nur selten ausführlichere und zusammenhängendere Unterhaltungen zwischen den Englisch sprechenden Reisenden einerseits und den Mexikanern andererseits in den Gang, so viel wußte aber Jeder von beiden Sprachen, wie nöthig war, um sich verständlich zu machen und diesen oder jenen Handel abzuschließen. —

Unmerklich eilte die Zeit dahin. Die Hitze des Tages wich der erfrischenden Kühle des Abends. Ein großer Theil der Passagiere hatte in den Schenken seine Zuflucht gesucht, aber noch Hunderte belebten die Straßen und den Marktplatz. Papierlaternen

und Lampen waren angezündet worden, und wenn die Kauflust im Allgemeinen auch schon befriedigt war, so gab es überall doch noch Etwas zu betrachten, das sich jetzt bei der veränderten, oft malerischen und unbestimmten Beleuchtung ganz anders, als im im blendenden Sonnenlicht ausnahm.

Frischer erschienen die jungen, üppig gebauten Sennoritas und feuriger ihre großen schwarzen Augen; mochten die Züge der älteren Frauen auch an Schärfe gewinnen und die ab- und zugehenden Männer scheinbar finsterer dareinschauen. Was kümmerten die fast durchgängig zügellosen Kalifornier sich um die Matronen und die Männer, oder die halbnackten Kinder, die sich heerdenweise an sie heran und zwischen ihnen durchdrängten und ihnen Blumen und Muscheln als Geschenke anboten, um gleich darauf mit unbeschreiblicher Naivetät Gegengeschenke beanspruchen zu können? Ihre Theilnahme für die junge weibliche Bevölkerung war in dem Grade gewachsen, in welchem sie den berauschenden Getränken zugesprochen hatten und die erschlaffende Hitze sie nicht mehr so sehr in ihren Bewegungen hinderte, und es war vorauszusehen, daß bei so verschiedenartigen Elementen Excesse stattfinden mußten, wenn der Signalschuß nicht bald „Alle an Bord" rufen würde.

An der Stelle, wo die vom Strande aufwärts

führende Hauptstraße auf den Marktplatz mündet, schräg gegenüber dem Rathhause, saß an jenem Abend Teresa. Sie hatte die größere Hälfte ihrer Muschelkörbchen verkauft; da aber noch immer hin und wieder ein Fremder zu ihr herantrat und, vielleicht mehr angelockt durch ihre auffallende Schönheit, als von den geschmackvoll geordneten Muscheln, nach den Preisen ihrer Waare fragte und auch wirklich Dieses oder Jenes von ihr kaufte, so sah sie sich noch immer nicht veranlaßt, aufzubrechen, trotzdem der Abend schon ziemlich weit vorgerückt war.

Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit dem Rest ihrer kleinen Ausstellung zugewendet und war zu sehr mit der Berechnung ihres Gewinnes beschäftigt, als daß sie auf ihre weitere Umgebung hätte achten mögen. Wenn sie sich auch umgeschaut hätte, so würde sie wohl kaum Gualterio, den reichen Alkalden, bemerkt haben, der im Schatten der Veranda des Rathhauses stand und, angelegentlich zu einem andern im Schatten verborgenen Manne sprechend, bald auf sie selbst, bald auf Jacobo hinwies, welcher Letztere sich im Gewühl der Kalifornier befand und offenbar über seine Geliebte wachte.

„Wie ich Euch schon gesagt habe", flüsterte Gualterio in gebrochenem Englisch zu seinem Begleiter, der, obgleich nach dortiger Sitte gekleidet, in Wort

und Benehmen einen vollblütigen Engländer verrieth; „Ihr erhaltet die zugesicherte Belohnung, wenn es Euch gelingt, den unverschämten Fischer mit einigen Kalifornern in Streit zu verwickeln, und wir Grund und Gelegenheit finden, ihn verhaften und auf dem Fort in Gewahrsam bringen zu können. Er ist eifersüchtig, und ich glaube, wenn Ihr die Augen eines berauschten Reisenden auf das Mädchen lenkt, so daß dieses von demselben geängstigt wird und vielleicht gar um Hülfe ruft —"

„Laßt mich nur machen," unterbrach der Brite seinen Gefährten, „es gehört nicht viel dazu, einem eifersüchtigen Mexikaner das Messer in die Hand zu geben."

„Aber die Zeit eilt und der Signalschuß kann in jedem Augenblicke fallen," bemerkte Gualterio dringend.

„Nur Geduld," erwiderte der Andere, „ich muß mir vor allen Dingen den rechten Mann aussuchen."

Er hatte kaum geendigt, da näherten sich Arm in Arm, laut lärmend und singend, drei Kalifornier, die den mancherlei geistigen Getränken so sehr zugesprochen hatten, daß sie kaum noch das Gleichgewicht zu halten vermochten. Sie befanden sich auf dem Wege nach dem Strande hinab und traten eben in den Schein von Teresa's Papierlaterne, würden aber,

ohne das junge Mädchen zu beachten, vorübergegangen ſein, wenn nicht ein Unbekannter, derſelbe, der kurz vorher mit Gualterio verhandelte, bei ihnen vorbeigeſchlüpft-wäre und ihnen, nachdem er ſie flüchtig als Landsleute begrüßt hatte, gleichzeitig, wie halb im Scherz, einige Worte zugeraunt hätte. Die Angeredeten ſtanden ſtill, blickte zu der ſchönen Muſchelhändlerin hinüber, und ihre gläſern ſchimmernden Augen begannen ſich zu beleben, als ſie dieſelbe in aller Lieblichkeit zwiſchen den Reſten ihrer ſchon ſehr zuſammengeſchmolzenen Vorräthe auf den Knieen liegen ſahen.

„Sennores, ſchöne Muſcheln und Muſchelkörbchen!“ rief Tereſa den auf ſie hinſtarrenden Fremden zu, in denen ſie Liebhaber für ihre Waare zu erkennen glaubte. „Kauft, Sennores, kauft ein Andenken für Eure Kinder, für Eure Frauen und Schweſtern!“

„Ja, kaufen will ich!“ brüllte mit einem heftigen Fluch der mittelſte der drei rohen Geſellen, indem er ſich von ſeinen Gefährten losriß und ſtolpernd zu Tereſa hinſprang. „Kaufen will ich, aber nicht Deine Muſcheln, ſondern Dich ſelbſt, oder ich will verdammt ſein!“

„Geht Eures Weges, Sennores!“ ſtammelte das erſchrockene Mädchen, ſeine Waare ſchnell zuſammenraffend und ſich zur Flucht anſchickend. „Geht, ich

bitte Euch, ich habe Euch nicht beleidigen wollen, sondern glaubte nur —"

„Was glaubteſt Du, ſchöne Sennorita?" lallte der brutale Goldgräber, und umſchlang die entſetzte Tereſa mit beiden Armen, ſo daß ihr Muſcheln und Körbchen entfielen und ringsum auf den Boden rollten. „Glaubteſt Du vielleicht, ich würde Dich fahren laſſen, ohne von Dir geküßt zu ſein?"

Das ſchallende Gelächter ſeiner beiden Gefährten und der Zunächſtſtehenden, die ſich nach dem Lärm umgewendet hatten, machte ihn, trotz des heftigen Sträubens ſeines Opfers, noch kühner und begieriger, und er zog das junge Mädchen auf eine Weiſe an ſich, daß dieſes vor Angſt einen lauten Hülferuf ausſtieß.

„Ruhig, ruhig, ſchöne Sennorita!" keuchte er, durch den Widerſtand erbittert, indem er verſuchte, Tereſa's Mund mit ſeinen nach Branntwein duftenden Lippen zu ſchließen.

„Caramba!" fluchte aber in dieſem Augenblicke eine vor Wuth faſt erſtickte Stimme dicht vor ſeinen Ohren, und gleichzeitig krallte ſich eine ſtarke Fauſt in ſeine Kehle und riß ihn mit einer Gewalt von dem Mädchen los, daß er rückwärts auf die Erde taumelte, und eh' er ſich dann wieder ſo weit gefaßt hatte, um in ſeinem Angreifer einen kraftvollen jungen Fi-

ſcher zu erkennen, war Tereſa mit dem Ruf: „ich danke Dir, guter Jacobo!“ entſchlüpft und in der Dunkelheit verſchwunden.

Die Flucht des Mädchens, die erlittene Schmach, mehr aber noch das Hohngelächter der Umſtehenden erbitterten den Kalifornier aber jetzt in ſo hohem Grade, daß er, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, wüthend auf Jacobo eindrang und ihn durch einen Fauſtſchlag zu Boden zu ſtrecken trachtete. Als er aber das im Glanz von Tereſa's zurückgebliebener Laterne blitzende Meſſer in der Fauſt ſeines Gegners gewahrte und den wilden entſchloſſenen Ausdruck, der das Schlimmſte befürchten ließ, da riß er einen Revolver aus der Taſche und feuerte ihn, eh' ihn Jemand an ſeinem Vorhaben hindern konnte, mit einem gräßlichen Fluch auf den Fiſcher ab.

Obgleich Jacobo von der mit unſicherer Hand abgeſchoſſenen Kugel nicht berührt worden war, ſo ſchien ſich doch jetzt ein allgemeines Handgemenge entſpinnen zu wollen, indem zahlreiche Fiſcher und andere Bewohner der Stadt herbeieilten und ſich auf Jacobo's Seite ſtellten, während ſich gegenüber die Kalifornier unter lauten Drohungen zuſammenrotteten und Partei für den vor Wuth ſchäumenden Reiſegefährten ergriffen.

Da donnerte der Signalſchuß von dem Dampfer

herüber, und gleichzeitig ertönte vom Strande her das Geſchrei der Fiſcher und Fährleute, mit welchem ſie die noch am Lande weilenden Paſſagiere aufforderten, ſich in den Böten Plätze zu ſichern.

Ein tolles Gewirr entſtand in Folge deſſen. Vergeſſen war die Muſchelhändlerin, vergeſſen Jacobo, der noch immer mit dem Meſſer in der Fauſt kampfbereit in ſeiner alten Stellung verharrte. Jeder befürchtete, nicht rechtzeitig an Bord zu gelangen und von dem Dampfer zurückgelaſſen zu werden, und zwiſchen den Buden hervor und aus den Thüren der Schenken ſtürzten die Paſſagiere in wilder Haſt dem Hafen zu.

Auch Jacobo, ſobald er ſah, daß die Menge ſich verlief, ſchickte ſich an, zu ſeinem Boot zu eilen, doch wurde er an der Ausführung ſeiner Abſicht von Gualterio verhindert, der plötzlich hohnlächelnd vor ihn hintrat und, in ſeiner Eigenſchaft als Gerichtsperſon, ihn im Namen des Geſetzes zu ſeinem Gefangenen erklärte.

„Geht mir aus dem Wege!“ fuhr Jacobo den Alkalden an; „Ihr habt keinen Grund, mich zu verhaften; geht mir aus dem Wege!“ wiederholte er, die bewaffnete Hand drohend erhebend.

„Jacobo, ich verhafte Dich als Ruheſtörer!“ entgegnete Gualterio mit höhniſchem Ausdruck, „auch

wenn Du die Ruhe nicht geſtört hätteſt, würde ich Dich dennoch verhaften, weil Du einem Beamten der öffentlichen Sicherheit mit dem Meſſer zu drohen wagſt!"

„Verhaftet mich, wann Ihr wollt!" rief Jacobo laut aus, und trat dem Alkalden einen Schritt näher.

„Ihr wißt ja, wo ich zu finden bin; jetzt aber geht mir aus dem Wege! Mein Boot iſt mit Paſſagieren angefüllt, die auf mich harren, und ich kann Euretwegen meinen Verdienſt nicht einbüßen! Platz, ſage ich!" fügte er mit wachſendem Zorn hinzu; „Platz, oder Ihr werdet es bereuen!"

„Jacobo," rief von der andern Seite der Straße eine ſanfte, aber vorwurfsvolle Stimme herüber. „Jacobo, ſtürze Dich nicht in's Verderben."

Der junge Fiſcher ſchrak zuſammen, ließ die Hand mit dem Meſſer ſinken und blickte verzweiflungsvoll nach der Richtung hinüber, von woher er Tereſa's Warnung vernommen. Als er dann ſeine Gedanken wieder geſammelt und ſeine wilde Aufregung ſich gelegt hatte, da ſtanden zu beiden Seiten von ihm zwei halbnackte, mit Musketen und kurzen Seitengewehren bewaffnete Burſchen, die ſich bereit zeigten, die Befehle Gualterio's ſogleich auszuführen.

„Laßt mich gehen, Sennor," ſagte er in milderem Tone, ſobald er einſah, daß ihm jeder andere

Weg, ſeine Freiheit zu erlangen, abgeſchnitten war, „laßt mich gehen, um die paar Dollars zu verdienen, und ich verſpreche, mich nach meiner Rückkehr ſogleich zu ſtellen. Ihr wißt ja, es iſt Euer Geld, das ich von den Kaliforniern zu verdienen wünſche. Laßt mich gehen, ich bitte Euch darum."

„Ich glaube wohl, daß Du Dich nach Deiner Rückkehr ſtellen willſt, theuerſter Jacobo," verſetzte Gualterio ſpöttiſch, „Du ſagſt aber nicht, auf wie lange Du Deine Rückkehr hinauszuſchieben gedenkſt."

„Keine halbe Stunde," antwortete Jacobo angſtvoll.

„Schon recht, ſchon recht," unterbrach ihn der Alkalde kurz; „Haben iſt beſſer, wie Erwarten; komm, füge Dich; ſtörriſche Burſchen, wie Du, können gefährlich werden, und Vorſicht iſt zu allen Dingen gut."

„O, Tereſa, wozu haſt Du mich verleitet!" rief Jacobo zähneknirſchend aus, denn der Gedanke an eine lange Gefangenſchaft und an die Schutzloſigkeit ſeiner Geliebten ſchmetterte ihn förmlich nieder, und es war ja zu ſpät, ſich jetzt noch zur Wehre ſetzen oder die Flucht ergreifen zu wollen.

Doch Tereſa antwortete nicht. Sie verharrte regungslos in einem Winkel im Schatten der Häuſer und blickte voller Schrecken auf die Scene vor ſich.

Sie mochte ahnen, warum Gualterio ſo freudig die Gelegenheit ergriff, ihren Geliebten zu entfernen; denn während Thränen der Verzweiflung über ihre Wangen rollten und ihre Hände ſich krampfhaft ballten, ſchleuderte ſie aus ihren ſchönen Augen Blitze des tiefſten, unverſöhnlichſten Haſſes auf den Störer ihres Friedens. —

Da der größte Theil der auf den Straßen befindlichen Bevölkerung mit den ſcheidenden Kaliforniern an den Strand hinabgeeilt war, ſo gelang es Gualterio, den Fiſcher, ohne viel Aufſehen zu erregen, zu feſſeln, und nachdem er die wenigen Neugierigen, die ſich um die Gruppe angeſammelt hatten, auseinandergewieſen, ſchlug er mit den vier Miliz-Soldaten, die den Gefangenen in ihrer Mitte führten, den Weg nach dem öſtlichen Ende der Stadt ein, wo auf einem ſanft anſteigenden Hügel die Citadelle lag. —

Tereſa folgte den Davonſchreitenden nach. Sie hielt ſich weit genug entfernt, um gegen Entdeckung geſichert zu ſein, aber auch ſo nahe, daß Gualterio's Stimme deutlich an ihr Ohr ſchlug, wenn er mit ſchadenfrohem Ausdruck Jacobo ſein Vergehen vorwarf und ihn auf eine lange Gefangenſchaft und ſeine endliche Ueberantwortung in die Reihen des ſtehenden Heeres vorbereitete. Dieſer dagegen ſetzte den Ausfällen des Alkalden dumpfes Schweigen entgegen.

Auch die Wachen ſchwiegen. Sie waren alte Gefährten des Gefangenen, und ihre Theilnahme für denſelben überwog bei weitem die Unterwürfigkeit, mit welcher Gualterio's Befehlen nachzukommen ſie gezwungen waren.

Die junge Muſchelhändlerin achtete nicht auf den Inhalt der Worte, die vor ihr geſprochen wurden. Ihre Thränen waren längſt verſiegt, und während ſie geräuſchlos unter den Bäumen dahinſchlich, ruhten ihre Blicke auf den dunkeln Umriſſen der Männer, die ſich im Schatten der niedrigen Allee den Hügel hinauf bewegten und ſehr bald auf den freien Platz vor dem Kaſtell gelangten. Sie vernahm, daß eine Schildwache die Ankommenden mit ſchläfriger Stimme anrief, ſie vernahm Gualterio's Antwort, und gleich darauf klirrten die roſtigen Ketten der ſeit langer Zeit nicht aufgezogenen Brücke unter dem ſchweren Tritt der Männer.

Als die Wache mit dem Gefangenen hinter dem Portal verſchwand, da zog das Dampfboot eine phosphoriſch leuchtende Furche durch das ſtille, von keinem Lufthauch berührte Becken des Hafens. Schnaubend und funkenſprühend glitt der Koloß dahin. Von ſeinem Bord erſchallten fröhliche Stimmen im Chorgeſang und das ſcharfe Commando der Steuerleute; und wie im Gegenſatz zu dieſem geräuſchvollen Treiben ſpie-

gelten ſich träumeriſch in dem ſtillen Waſſer das erſte Viertel des Mondes und die in ſchwarze Schatten gehüllten Abhänge der Berge. Es war eine zauberiſche Tropennacht. Verlockende, ſinneberauſchende Ruhe überall: in der warmen, aber nicht mehr erſchlaffenden Atmoſphäre, wie auf der bethauten, würzig duftenden Landſchaft. Kleine Wellen plätſcherten geheimnißvoll gegen die Felſen, welche das Kaſtell trugen, und tändelten mit den niederhängenden Ranken, oder ſpülten geräuſchlos über glatte Sandflächen hinweg; breitſchwingige Fledermäuſe umflatterten zirpend die alten Mauern und Thürmchen, und im Thal, auf der öſtlichen Seite des Hügels, blökten behaglich einige Schafe.

Tereſa verharrte wie gebannt auf derſelben Stelle. Dicke Mauern trennten ſie jetzt von ihrem Geliebten, und ihr war es, als habe der Tod ſich zwiſchen ſie und ihr irdiſches Glück gedrängt.

„Hohe Mauern und eiſerne Riegel,“ flüſterte ſie händeringend vor ſich hin. „Mauern, an denen viele Menſchen Jahre lang arbeiteten! Wie ſollte es mir wohl gelingen, dieſelben zu durchbrechen? Mir, die ich kaum einen einzigen Stein zu heben vermag? O, ich ſehe ihn nie wieder, und Gualterio hat mich in ſeiner Gewalt! — Nein, nein,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „der Hafen iſt groß genug, mich und

meine Mutter aufzunehmen! — Aber Jacobo? — Was wird ſein Loos ſein? — Er wird ihn nie frei geben; er wird ihn zu ſeinem Peon machen, und die Mauern ſind zu dick und feſt, um ſie zu durchbrechen."

Da zuckte ein Blitz über den Hafen, ein heftiger Knall folgte nach, und donnernd antwortete das Echo auf den Scheidegruß, den der Dampfer der Stadt in dem Augenblick zuſandte, als er ſeinen ſcharfen Bug wieder dem Ocean zukehrte und hinter den bewaldeten Felſen vor der Einfahrt verſchwand.

Tereſa ſchrak zuſammen. „Und dennoch können ſie durchbrochen werden," fuhr ſie, wie von einem glücklichen Gedanken beſeelt, fort, den die laute Sprache des ehernen Geſchützes in ihr wach gerufen. „Ja, ſie können durchbrochen werden!" wiederholte ſie mit eigenthümlich feſtem, ja, trotzigem Ausdruck. „Aber ich muß wiſſen, wo ſie ihn einſperren, damit ich ihn finden kann."

So ſprechend eilte ſie wie eine aufgeſcheuchte Taube von dem Eingang des Forts in weitem Bogen nach der nördlichen Seite herum, wo eine Mauer aus dem Feſtungsgraben aufſtieg und, drei Fuß hoch über den äußerſten Wall emporragend, ſich parallel mit den Mauern des Forts und dem Graben im Zickzack hinzog. Sie war dort ſicher, von keinem zufällig Vorübergehenden oder von der nachläſſigen Schildwache

bemerkt zu werden, und indem sie langsam dahinschlich, spähte sie unabläſſig nach dem Gemäuer hinüber, auf deſſen beſchatteter Fläche nur mit vieler Mühe die Schießſcharten und kleinen Fenſter zu erkennen waren. Sie hoffte, daß ſich die eine oder die andere der Oeffnungen erhellen und ihr dadurch die Richtung angeben würde, in der ſie ihren Geliebten zu ſuchen habe.

Lange forſchte ſie vergebens und vorſichtig bewegte ſie ſich von Ecke zu Ecke der Mauer entlang. Das Kaſtell hob ſo ſchwarz vor dem geſtirnten und monderleuchteten Firmament ab, und lag ſo unheimlich ſtill und ernſt da, als wenn es ſchon längſt von den Menſchen aufgegeben worden ſei und nur noch den Eulen und Fledermäuſen zum Aufenthalt gedient hätte.

Tereſa ſeufzte tief und ſchmerzlich und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„O, meine arme Mutter," ſprach ſie mit dem Ausdruck des herbſten Kummers vor ſich hin, „wie wird ſie den Schlag ertragen und wie ſoll ich ihr mittheilen, daß wir nun unſerer letzten Stütze beraubt ſind, daß wir zu Peons gemacht werden ſollen, ſie und ich, und endlich auch der gute Jacobo? Nein! es ſoll nicht ſein!" rief ſie lauter aus, indem ſie mit der Gewandtheit einer ergrimmten Tigerin oben auf die

Mauer hinaufſprang und eilfertig auf dem ſchmalen unſichern Pfade, den dieſelbe bot, weiter ſchritt. „Nein, es ſoll nicht, es darf nicht ſein! Jacobo muß aus dem Gefängniß heraus, muß befreit werden, und ſollte ich jeden einzelnen Stein mit den Nägeln meiner Finger loskratzen. Jacobo, der bravſte Burſche von Acapulco, er ſoll ſehen, was ich vermag. Ich, ja, ich ganz allein befreie ihn, und wenn er frei iſt, dann fliehen wir in die Wälder — aber meine arme Mutter," fügte ſie ſeufzend hinzu, „wird die Flucht ſie nicht tödten? Nein, nein, Jacobo und ich, wir werden ſie tragen; mag Gualterio mit unſerm Hüttchen aufſtellen, was er will, wir werden ihm entrinnen; — aber ach, die dicken Mauern und die Dunkelheit zwiſchen denſelben, und die Geiſter der innerhalb des Forts Getödteten! Heilige Mutter Gottes, beſchütze ihn, laß ihn nicht vor Angſt und Schrecken ſterben!"

Sie bekreuzigte ſich und wollte eben wieder von der Mauer hinunterſpringen, als ihre Augen, ſeitwärts blickend, einen ſchwachen Lichtſchimmer erfaßten, der durch eine ſchmale Schießſcharte des Hauptgebäudes, beinahe in gleicher Höhe mit ihr, in's Freie fiel. Sie ſtand ſtill und lauſchte. Der Schall von Stimmen drang gedämpft bis zu ihr; gleich darauf verdunkelte ſich aber die Oeffnung und ebenſo verhallten die Stimmen.

Die Blicke feſt auf das ſchwarze Gemäuer geheftet, ſchritt Tereſa jetzt wieder mechaniſch auf dem ſchmalen Pfade dahin. Da erhellte ſich die nächſtfolgende Schießſcharte auf einige Sekunden, und acht Mal hinter einander ſchimmerte Licht durch die ſchmalen Oeffnungen, die in beſtimmten Zwiſchenräumen auf den Feſtungsgraben mündeten.

Tereſa errieth, daß eine Fackel oder Laterne in einem Gange auf der andern Seite der Mauer an den Schießſcharten vorbeigetragen wurde, und horchte geſpannt, als das Licht längere Zeit vor der letzten Oeffnung verweilte. Sie hoffte wenigſtens ein Zeichen von der Anweſenheit ihres Geliebten zu erhalten, aber vergeblich. Sie vernahm wohl das Murmeln von Stimmen, dieſelben waren aber durch die Entfernung ſo gedämpft und drangen ſo verändert und entſtellt in's Freie, daß ſie dieſelben nicht von einander zu trennen und zu unterſcheiden vermochte.

Nach einigen Minuten verſchwand der helle Schein wieder und bewegte ſich, offenbar auf demſelben Wege, den er gekommen war, zurück an der ganzen Reihe der Schießſcharten vorbei.

Tereſa ſprang von der Mauer, ſuchte einen Stein und legte ihn auf die Stelle, von wo aus ſie den muthmaßlichen Aufenthaltsort Jacobo's entdeckt hatte, und nachdem ſie ſich ſchnell überzeugt, daß es

ihr leicht werden würde, den so gekennzeichneten Punkt und die zuletzt erleuchtet gewesene Oeffnung wiederzufinden, eilte sie an den Eingang des Kastells zurück, in dessen Nähe sie sich vorsichtig verbarg.

Nur kurze Zeit hatte sie in ihrem Versteck zugebracht, da erschien Gualterio wieder mit seinen vier Soldaten auf der Zugbrücke.

„Jacobo ist in dem letzten Gemach untergebracht worden," redete er die wenig aufmerksame Schildwache an, die sich nachlässig auf ihre Muskete stützte und ungeduldig auf Ablösung harrte. „Der Schlüssel befindet sich in der Wachstube; ich habe ihn dem Sergeanten übergeben, wiederhole aber, was ich schon Euern Kameraden sagte: daß Ihr Alle für den Ruhestörer zu haften habt. Merkt Euch, er hat das Messer gegen Fremde und gegen die Ortsbehörde gezogen, und das Gericht wird innerhalb weniger Tage über ihn entscheiden."

„Gut, Herr," antwortete gedehnt der träge Posten.

„Laßt Niemanden zu ihm hinein, wer es auch immer sein mag, und vergeßt nicht, daß schwere Strafe Euch trifft, wenn der Verbrecher entwischen sollte," fügte Gualterio noch im Davonschreiten hinzu.

„Bueno," entgegnete der Angeredete, und der Alkalde verschwand mit seiner Begleitung im Schatten der Allee.

„Er nennt ihn einen Verbrecher," flüsterte Teresa, bebend vor Zorn und heftiger Aufregung, indem sie leise davonschlich. „Er, der mich beschützte, ein Verbrecher! Aber gedulde Dich, guter Jacobo, ich weiß jetzt genau, wo Du Dich befindest; wir durchbrechen die Mauern und fliehen." So sprechend fuhr sie mit trotziger Geberde mit dem Zipfel des Rebosos über ihre Augen, wie um die letzten Spuren von Thränen zu verwischen, und eilte dann auf einem Umwege in die Stadt zurück, wo sie ihre Muscheln und Körbchen verborgen hatte. Nachdem sie ihr Eigenthum wieder an sich genommen, begab sie sich ohne Verzug nach der heimathlichen Hütte.

IV.

Wenn je eine Befestigung oder ein Kastell eine reizende Lage erhielt, so ist es das Fort von Acapulco.

Es erhebt sich, wie schon angedeutet, auf einem felsigen Hügel, der schroff abfallend, etwas in den Hafen hineinreicht, während er sich nach allen übrigen Richtungen hin allmälig senkt, und schaut so stolz über die stille Wasserfläche und die nahe Stadt hinweg, als wenn es fühlte, daß von ihm aus das ganze

herrliche, paradieſiſche Felſenbecken beherrſcht und vertheidigt werden könne.

Stellt man auch die Vermuthung: „die dicken Mauern ſeien inwendig nur mit Schutt ausgefüllt," in die Reihe der Verläumdungen, die erfunden wurden, um der Beſatzung das Vertrauen auf die Haltbarkeit ihrer Bruſtwehren zu rauben, ſo iſt das Fort in der That doch mehr maleriſch ſchön als feſt, mehr anmuthig mit ſeiner Umgebung contraſtirend, als wirklich drohend; und was die zeitweilige Vertheidigung betrifft, ſo iſt wohl ſelten ein mit Mauern und Wällen umgebener und mit Kanonen und Musketen bewaffneter Platz mit weniger Energie und Ausdauer vertheidigt worden.

Dieſes Fort alſo iſt bei der in den mexikaniſchen Provinzen häufig wechſelnden Regierungsform, zur Zeit von Bürgerkriegen und durch Flibuſtier mehrfach angegriffen und eingenommen worden; viel Blut wurde aber bei ſolchen Gelegenheiten, wie die Sage geht, nicht vergoſſen, und die Beſchädigungen, die ſchwere Geſchoſſe dem Mauerwerk zufügten, ſind kaum nennenswerth, im Vergleich mit den Riſſen, welche in Folge der in jenen Regionen nicht ſeltenen Erderſchütterungen entſtanden.

Es iſt recht gut ſo; denn wäre die kleine Feſtung jemals geſchleift worden, ſo würde ſich ſchwerlich Je-

mand gefunden haben, der sie wieder aufgebaut hätte, und der Hafen von Acapulco wäre dadurch eines schönen Schmuckes beraubt gewesen.

Auf diesen Umstand scheint man wirklich bei Angriffen wie bei der Vertheidigung Rücksicht genommen zu haben, indem man sich lieber nach einigen Kanonenschüssen auf friedlichere Weise um den Besitz einigte, anstatt, wie es bei höher civilisirten Nationen Gebrauch ist, Werke zu zerstören, die man hinterher doch wieder mit großem Kostenaufwand aufbauen muß, oder auch gar nicht mehr herzustellen vermag.

Es ist also ganz gut, daß das Kastell, gleichviel aus was für Gründen, immer geschont wurde. Im entgegengesetzten Falle hätten die Bewohner von Acapulco unbedingt am meisten verloren; denn einen schönern Spielplatz, als die Wälle und Gräben und deren nächste Umgebung der Jugend bieten, könnte in weitem Umkreise nicht gefunden werden, ebenso wenig wie liebeglühende Herzen einen romantischeren, ihren Gefühlen entsprechenderen Spaziergang einzuschlagen vermöchten, als in der schattigen Allee nach dem Fort hinauf, und dann immer und immer wieder um dasselbe herum.

Ja, immer und immer wieder um dasselbe herum, auf einem und demselben vielfach betretenen

Wege, der dem Auge, sei es nun am hellen Tage, in der traulichen Dämmerungsstunde oder beim geheimnißvollen Mondschein, so viel Abwechselung bietet.

Auf der einen Seite der wundervolle, tiefblaue, so prächtig eingerahmte Wasserspiegel; auf der andern die mit dichter Vegetation bedeckten Berge; hier ein liebliches, von einem kleinen Flüßchen reich bewässertes Thal, dort wieder die anmuthig gelegene Stadt; und wenn auch die heißblütigen Sennoritas und die feurigen Jünglinge bei ihrem süßen Liebesgeflüster der äußeren Eindrücke nicht bedürfen, um zu vergessen, daß die Zeit auf den schnellsten Flügeln enteilt, so giebt es doch Leute genug, die über die Jahre jugendlicher, sorgloser Herzensergießungen hinaus sind, und gerade eine derartige Umgebung suchen, um sich beim Anschauen derselben in die Rückerinnerungen längst verflossener wonniger Stunden zu versenken, die sie ein freundliches Geschick, bald hier, bald dort finden ließ.

O, die liebe, süße Erinnerung! Wohl dem, der beim Hinblick auf den zurückgelegten Lebenspfad, sei er noch so rauh und hindernißreich, denselben mit den allerschönsten duftenden Blumen bestreut zu sehen meint, dem jede einzelne dieser Blumen eine wonnig verlebte Stunde bezeichnet und, als schönstes Denkmal, eine wehmuthsvolle, aber nicht herbe Thräne in's Auge lockt. — Dergleichen Betrachtungen liegen beim

Anblick des kleinen achteckigen Forts mit den leeren Schießſcharten und den verroſteten Kanonen auf den Wällen, viel näher, als die Gedanken an wilden Kampf und Blutvergießen. Sogar die träge Schildwache bei der ſo ſelten aus ihren Fugen gehobenen Zugbrücke giebt in ihrer äußern Erſcheinung an Harmloſigkeit den großen bunten Eidechſen Nichts nach, die ſich behaglich auf den erwärmten Steinen ſonnen, oder den Heimchen, die zu Hunderten neugierig aus den Mauerritzen in die Welt hinausſchauen und nach Herzensluſt und mit vollſter Kraft ihre ſchrillen Trommelfellchen rühren.—

Im Schatten lagen der Hafen, die Stadt, das Fort und die im lachendſten Grün prangenden Abhänge. Nur die äußerſten Gipfel der weſtlichen Erhebungen und die ſchlanke Signalſtange waren von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne geröthet. Der regungsloſe Waſſerſpiegel dampfte; ſchwimmende Möven reckten verſchlafen ihre langen ſpitzen Schwingen; die von Thau beſchwerten Blätter und Ranken der Schlingpflanzen hingen noch tiefer als gewöhnlich herab; wie träumend neigten die Palmen ihre ſtolzen Häupter; und wie träumend hatte die rothe und weiße Flagge auf dem Fort, die man am vorhergehenden Abend einzuziehen vergeſſen, ſich um ihren Stock geſchlungen.

Alles ſchlief noch. Nur einzelne Hähne krähten, und mit lautem Geräuſch fielen die Ruder eines fleißigen Fiſchers in das Boot, eh' er ſelbſt, nachdem er ſeine Glieder noch einmal recht herzhaft gereckt und gedehnt, in demſelben Platz nahm und ſich zur frühen Fahrt anſchickte.

Auch die Schildwache bei der Zugbrücke ſchlief. Recht angenehm und ſanft ruhte der braune halbnackte Burſche, der hier für die allgemeine Sicherheit zu wachen hatte. Er ſaß auf einem Prellſtein und hatte den Rücken bequem an die Mauer gelehnt, und ebenſo bequem lehnte ſich die Muskete mit dem Feuerſchloß und dem breiten kurzen Bayonnet neben ihm an die Wand. Schon mancher Wachpoſten hatte auf dem Prellſtein ſeine Zeit verträumt, wie der mit einer ſchwärzlichen Fettlage überzogene Kalk des als Rücklehne dienenden Mauertheils bekundet haben würde, wenn der Schläfer denſelben nicht mit ſeinen breiten Schultern bedeckt hätte; und ſchon manche Muskete hatte auf derſelben Stelle geſtanden, wie die zahlreichen von den Bayonneten hinterlaſſenen Spuren und Schrammen deutlich bewieſen.

Trotzdem war das Fort unverrückt ſtehen geblieben, und keine frevelnde Hand hatte es gewagt, ſich an den unförmlichen Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern zu vergreifen, die wie verloren und herren-

los, freilich sehr spärlich zerstreut auf den Wällen umherlagen.

Im Fort selbst war es noch mäuschenstill. Die aus einem Dutzend Milizsoldaten bestehende Besatzung hatte sich noch nicht gerührt, und da der Posten voraussichtlich für's Erste noch nicht erwachte, so war nicht anzunehmen, daß sie sich, ohne geweckt zu werden, in nächster Zeit rühren würde.

Und so bot denn das alte Fort ein wahres Bild des tiefsten Friedens, dem von keiner Seite her eine Unterbrechung drohte, es sei denn, daß man einer jungen Fußgängerin feindliche Absichten zugeschrieben hätte, weil sie sich eiligen Schrittes der Schildwache näherte, und, bei derselben angekommen, etwa eine Minute lang die zusammengekauerte schnarchende Gestalt aufmerksam betrachtete.

Ja, die geängstigte und besorgte Teresa, die seit dem vorhergehenden Tage ihre Augen noch nicht zum erquickenden Schlummer geschlossen, hatte sich frühzeitig auf den Weg gemacht. Wie am vorhergehenden Tage, so verhüllten auch heute nur der leichte Rock, den ein gewebter Gürtel über ihren Hüften zusammenhielt, und der schleierähnliche Ueberwurf die schöne volle Gestalt; wie gewöhnlich hingen die langen schwarzen Flechten von dem wohlgeformten Haupte nieder, und wie immer schützten weder Schuhe noch

Sandalen die kleinen zierlichen Füße, die, unbekümmert um Dornen und Steine, in ihren eiligen Bewegungen den Boden kaum zu berühren schienen.

In der linken Hand trug sie ein kleines Bündel mit Lebensmitteln, während sie in der rechten einen schweren Gegenstand hielt, den sie aber mit einem Stück Zeug so umwickelt hatte, daß seine eigentliche Form gar nicht zu erkennen war. Daß sie die Nacht durchwacht hatte, stand auf ihren bleichen Zügen geschrieben; dagegen waren der Trotz und die wilde Entschlossenheit, die sonst in ihren Augen gleichsam verborgen schlummerten, noch hervortretender geworden und kämpften seltsam mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung um den Vorrang.

Beim Anblick der schlafenden Schildwache glitt eine helle Freude über ihre kindlichen Züge, und sie stand still, wie um sich zu überzeugen, daß sie sich nicht täusche.

Nach kurzem Sinnen entfernte sie sich nach der Richtung, in welcher sie vor wenig Stunden dem Schimmer des Lichts gefolgt war, und gelangte bald an die Stelle, wo sie den Stein auf die Mauer gelegt hatte. Ohne Bedenken sprang sie nach der Mauer hinauf, und nachdem sie nach allen Seiten gespäht und sich vergewissert, daß sie nicht beobachtet werde, ließ sie den schweren Gegenstand, der ihr den Arm

faſt auszurenken drohte, in den Feſtungsgraben hinabfallen.

Wieder ſchaute ſie ſich um. Das Geräuſch des fallenden Gegenſtandes hatte ſie erſchreckt; als ſie aber, ſo weit ihre Blicke reichten, kein lebendes Weſen wahrnahm, wendete ſie ihre Aufmerkſamkeit den Schießſcharten zu, um diejenige ausfindig zu machen, hinter welcher ſie ihren Geliebten vermuthen durfte. Dieſelbe lag gerade vor ihr, ſie konnte ſich nicht täuſchen, aber gegen achtzehn Fuß hoch über dem Boden des trockenen, mit üppigem Graswuchs bedeckten Feſtungsgrabens.

„Die Schnur wird reichen, guter Jacobo,“ flüſterte Tereſa, die Höhe mit den Augen meſſend; „ja, ſie wird lang genug ſein; o, Jacobo, ich habe an Alles gedacht; ich werde Dich befreien und wären die Mauern noch zweimal ſo dick!“

Und mit triumphirender Miene, als wenn ihr Geliebter ſchon wieder außerhalb des Gefängniſſes geweſen wäre, ſprang ſie von der Mauer und eilte flüchtigen Fußes eine kurze Strecke zurück, bis dahin, wo eine ſchadhafte Stelle der Mauer es ihr möglich machte, in den Graben hinabzuſteigen. Ohne Säumen lief ſie dann zu dem verhüllten Gegenſtand, den ſie kurz vorher hatte hinabfallen laſſen, und trug ihn nach der andern Seite hinüber, wo ſie ihn gerade unter

der bezeichneten Schießscharte niederlegte und in dem hohen Grase sorgfältig verbarg.

„Jacobo! Jacobo!“ rief sie dann mit halblauter Stimme hinauf, „Jacobo, bist Du da?“

„Ich bin hier, Teresa, die Jungfrau Maria segne Dich!“ schallte es gedämpft zurück und gleichzeitig wurde eine Hand in der Oeffnung sichtbar. Teresa aber hatte genug gesehen und gehört; sie wußte, daß Jacobo da war, wo sie ihn vermuthete, und was er ihr weiter noch zurief, das vernahm sie nicht mehr, so schnell war sie wieder nach der Mauer zurückgekehrt und nach dem Wall hinaufgeklettert. Ihr Gesicht glühte, und ohne sich nur ein einziges Mal umzuschauen, ergriff sie das Tuch mit den Lebensmitteln, welches sie beim Hinabsteigen daselbst niedergelegt hatte, und begab sich, mehr fliegend als gehend, an den Eingang des Kastells.

Sie fand die Schildwache noch in tiefen Schlaf versunken, und auch im Innern des Gebäudes hatte sich noch Niemand gemeldet. Ihre Absichten konnten also von keiner Seite bemerkt oder verrathen worden sein, und furchtlos trat sie auf den Wachposten zu und legte ihre Hand in vertraulicher Weise auf seine Schulter.

„Bautista,“ begann sie freundlich, als der erschreckte Bursche die Augen aufschlug und sie verwundert an-

ſchaute; „Bautiſta, ſei froh, daß der Alkalde Dich nicht in Deinem Schlummer ſtört. Es hätte Dir Strafe daraus erwachſen können.“

„Du hier, Tereſa?“ erwiderte der Angeredete ebenſo freundlich, ohne jedoch aufzuſtehen. „Was bringt Dich ſo früh herauf? Es geſchieht ſo ſelten, daß ſich Jemand hier ſehen läßt, eh' die Sonne den ganzen Hafen beſcheint; am allerwenigſten der Alkalde, der ebenſo gern, vielleicht noch lieber ſchläft, als andere Menſchen.“

„Was hätte mich wohl zu dem frühen Gang veranlaſſen können? Du ſollteſt es doch am beſten wiſſen; ich will Jacobo einige Früchte und Tortillas bringen.“

„Ja, ich vergaß, Jacobo iſt wegen Mordverſuchs verhaftet worden. Der arme Burſche, er wird ſchwer büßen müſſen, denn Gualterio iſt ihm nicht freundlich geſinnt.“

„Möge die gebenedeite Mutter Gottes Dir Deine Worte vergeben, denn es ſind die ſchmachvollſten Lügen, die je geſprochen wurden. Jacobo hat noch nie Jemandem nach dem Leben getrachtet. Er wollte mich nur nicht beſchimpfen laſſen. Doch wozu dieſe Reden? Führe mich zu ihm, Bautiſta, damit ich ihm zu eſſen bringe.“

„Er erhält Speiſen aus unſerer Küche; aber gieb

nur her, ich werde ihm Alles getreulich einhändigen, denn was Du ihm ſchickſt, wird ihm jedenfalls beſſer munden."

„Bautiſta, verliere keine Zeit, führe mich zu ihm," entgegnete Tereſa ungeduldig; „ich muß ihn ſehen, ich muß ihm die Speiſen ſelbſt einhändigen, es wird ihn tröſten in ſeinen Leiden."

„Ich kann nicht, ich darf nicht, braves Mädchen, es iſt uns ſtreng unterſagt worden, Jemanden zu ihm hinein zu laſſen. Schwere Strafe würde mich treffen, handelte ich gegen den Befehl."

„Dein Vater, wenn er noch lebte und ſtatt Deiner hier ſtände, würde nicht ſo ſprechen. Dein Vater, Jacobo's Vater und der meinige haben manche Nacht zuſammen auf dem Meere verbracht."

Der junge Soldat erhob ſich und wand und reckte ſich verlegen hin und her. Des Mädchens Worte hatten ihn offenbar tief berührt und ein harter Kampf ging in ſeinem Innern vor. „Tereſa," hob er endlich an, „ich wünſchte, Jacobo wäre frei und ich ſäße dafür im Kerker; aber zu ihm hineinlaſſen kann ich Dich nicht. Was würde es ihm, was Dir frommen, wenn ich ebenfalls eingeſperrt würde? Du weißt ja, wir armen Leute haben den Reichen gegenüber kein Recht, am allerwenigſten, wenn wir uns dazu hergegeben haben, als Soldaten Dienſtleiſtungen zu verrichten."

„Schau her, Bautiſta," verſetzte Tereſa, jetzt aber mit unverkennbarer Beſorgniß im Ton ihrer Stimme, indem ſie ihr Bündelchen öffnete und die in demſelben enthaltenen Bananen, Maiskuchen und eine große Ananas zeigte; „kann es Dir oder Deinen Kameraden gefährlich ſein, wenn ich dem armen Jacobo dies überbringe, und wenn ich ihm dabei die Hand drücke und ihm in's Ohr raune, daß ich ihn auch im Gefängniß noch liebe? Ja, guter Bautiſta, die Früchte könnteſt Du ihm wohl geben, aber was ich ihm zu ſagen habe, das kannſt Du ihm nicht ſagen. — O, Bautiſta, blicke nicht ſo zur Seite, bedenke, wenn Du unſchuldiger Weiſe ſo eingeſperrt wäreſt und Deine Mutter, Deine Schweſter oder Deine Braut kämen und wollten Dich ſehen und man verwehrte ihnen hartherzig den Eintritt. — Dein Vater würde die Tochter eines guten Freundes nicht vergeblich bitten laſſen — und dann," fuhr ſie dringender fort, als ſie einen wehmüthigen Schimmer in den Augen Bautiſta's entdeckte, „iſt es doch auch wohl klar, daß ich keine Waffen bei mir verborgen haben kann; — nur einige Minuten, guter Bautiſta; ſiehe, die Sonne blickt ſchon über die Berge und die Straßen beginnen ſich zu beleben. Du kannſt an meiner Seite bleiben, während ich mit ihm rede, — noch iſt es früh genug, aber bald wird es zu ſpät ſein; Niemand wird es mer-

ken — und wenn Deine Kameraden erwachen, dann bin ich ſchon längſt wieder in der Stadt, und die heilige Jungfrau wird Dich dafür ſegnen — Bautiſta, ich wiederhole es Dir, Dein Vater würde die Tochter ſeines Gefährten nicht ſo lange bitten laſſen."

„Still!" entgegnete Bautiſta plötzlich mit Heftigkeit, denn er fühlte, daß die warme Beredſamkeit des jungen Mädchens ihn vollſtändig beſiegt hatte. „Still, kein Wort mehr, Tereſa. Du ſollſt nicht ſagen, daß mein Vater mehr für Dich gethan hätte, als ich thun werde. Wenn ſie mich dafür beſtrafen wollen, dann mögen ſie es thun, ich aber entlaufe in die Wälder. Bleibe hier ſtehen," fuhr er fort, indem er, um das Raſſeln der ſchwingenden Ketten zu vermeiden, vorſichtig auf den Zehen über die Brücke ſchlich. „Ich werde gleich wieder bei Dir ſein."

Nach dieſen Worten verſchwand er auf dem Hofe, kehrte aber nach kurzer Zeit mit einem Schlüſſel in den Thorweg zurück und winkte Tereſa zu ſich.

Dieſe folgte ſeiner Aufforderung ohne Zögern und ſo geräuſchlos wie ein Marder. Kaum befand ſie ſich aber an ſeiner Seite, ſo eilte er ſchnell über den Hofraum nach dem nördlichen Flügel hinüber, wo er durch eine offen ſtehende Thür in einen luftigen Gang einbog.

„Wir müſſen uns beeilen," ſagte er leiſe, „meine

Kameraden können jeden Augenblick erwachen, und wenn ſie mich und den Schlüſſel vermiſſen, dann glauben ſie ſicherlich, ich habe Jacobo befreit und ſei mit ihm davongegangen. Der Schlüſſel hing zum Glück nahe der Thür, ſo daß ich ihn, ohne einzutreten, zu erreichen vermochte," fügte er mit einem leiſen, ſchadenfrohen Kichern hinzu. „Ich glaube übrigens nicht, daß einer meiner Kameraden anders gehandelt haben würde, als ich; ſie ſind ja faſt Alle aus dieſer Gegend und Jacobo's Jugendgefährten."

Tereſa entgegnete Nichts zu ihres Begleiters Worten, die mehr wie ein Selbſtgeſpräch klangen, welches er führte, um ſeine aufſteigenden Beſorgniſſe zu verſcheuchen. Sie war zu erwartungsvoll, zu geſpannt und zu ſehr mit ihren heimlichen Plänen beſchäftigt, als daß ſie im Stande geweſen wäre, irgend eine Antwort zu ertheilen.

Bautiſta verfolgte unterdeſſen flüchtigen Schrittes ſeinen Weg durch den gewölbten Gang, der ſich faſt durch den ganzen nördlichen Theil des Kaſtells hinzog und durch die Schießſcharten ſehr ſpärliches Licht erhielt. Derſelbe war, nach den Oeffnungen zu ſchließen, urſprünglich zur Aufnahme von Geſchützen beſtimmt, um von hier aus die in gleicher Höhe liegenden Außenwerke beſtreichen und vertheidigen zu können. Jetzt ſah es daſelbſt allerdings

nur ſehr wenig kriegeriſch aus; Staub und Schutt waren überall vorherrſchend, und nur ein altes zerſprungenes Kanonenrohr, das zur Hälfte aus dem ſandigen Boden hervorragte, deutete darauf hin, daß es einſt wirklich ernſthaft dort zugegangen war.

Tereſa blickte ſchüchtern auf ihre Umgebung, und das Herz klopfte ihr ängſtlich, als ſie an den koniſch ausgemauerten Schießſcharten die Dicke der Mauern berechnete. Sie bezweifelte indeſſen nicht, daß ſie ſich in demſelben Gewölbe befinde, in welchem ſie in der Nacht das Licht hatte hin und her tragen ſehen.

Nach kurzer Wanderung gelangten ſie bis dahin, wo eine Quermauer den Gang abſchloß und wo nach Tereſa's Berechnung Jacobo's Gefängniß liegen mußte.

Sie hatte ſich nicht geirrt, denn ihr Begleiter lehnte ſeine Muskete an die Wand und ſuchte taſtend nach dem Schloß einer kleinen, ſehr ſtarken, mit Eiſen beſchlagenen Thür, die in dem Halbdunkel ihren Blicken entgangen war.

Der Schlüſſel kreiſchte in dem verroſteten Schloß, mehrere Riegel wurden zurückgeſchoben und die Thür pfiff und knarrte in ihren Angeln.

„Jacobo, hier iſt Jemand, der Dich zu ſprechen wünſcht!“ rief Bautiſta in das ebenfalls nur ſchwach

erhellte Gemach hinein. „Vergiß aber nicht, was mir droht, wenn es ruchbar wird, und halte ſie nicht lange auf, nur einige Minuten; denn es zeigen ſich ſchon Leute in den Straßen!“

Im nächſten Augenblick ſtand Jacobo, ſprachlos vor Entzücken, vor dem jungen Mädchen. Bautiſta aber war in den ſchmalen Lichtſtreifen getreten, der durch die Schießſcharte fiel, und prüfte das Schloß an der Muskete ſo aufmerkſam, wie noch nie in ſeinem Leben. —

„Siehſt Du jetzt, wohin Dich Dein Jähzorn gebracht hat?“ begann Tereſa, ſobald ſie ſich durch einen Blick überzeugt hatte, daß ihrem Geliebten noch kein Schaden an Leib und Leben zugefügt worden war. „Still, ſtill,“ fuhr ſie mit gebieteriſchem Tone fort, als Jacobo, von innigſter Dankbarkeit beſeelt, ſeine Arme um ſie ſchlingen wollte; „bedenke, was unſerm Freunde Bautiſta droht, und vergeude nicht die Zeit mit nutzloſen Worten. Ich weiß, was Du ſagen willſt; Du meinſt, Du haſt Dich mir zu Liebe in's Elend geſtürzt. Eben deshalb komme ich auch ſelbſt, um Dir Speiſen zu bringen. Im andern Falle würde ich gar nicht daran gedacht haben, Dir die Lage zu erleichtern, in die Du gerathen biſt.“

„Ich danke Dir, ſüße Tereſa,“ entgegnete Jacobo, das Bündel auf einen Stein ausleerend und

das Tuch dem Mädchen zurückgebend; „ich danke Dir für Deine Liebe, mögen Diejenigen aber verflucht —“

„Nicht weiter, oder ich gehe!“ unterbrach Teresa den jungen Fischer, dessen ganze Wuth sich bei der Erinnerung an die jüngsten Erlebnisse zu regen begann.

„Wie Du willst,“ antwortete Jacobo plötzlich mit ungewöhnlicher Sanftheit, denn Teresa's Erscheinen hatte mächtiger auf ihn gewirkt, als alle ihre Vorwürfe und Drohungen es je vermocht hätten, und keinen Blick wendete er von den lieblichen Zügen, die zwar ernst, aber auch wieder mit unbeschreiblich hingebender Liebe ihm voll zugekehrt waren. „Daß Du Dich wohl befindest, sehe ich,“ fuhr er nach kaum bemerkbarer Pause fort, „aber sage, wie geht es Deiner armen Mutter?“

„Die gebenedeite Jungfrau segne Dich für diese Worte, guter Jacobo,“ versetzte Teresa, dem Gefangenen beide Hände darreichend, und Thränen drangen unaufhaltsam in ihre Augen. „Du fragst nach meiner Mutter, noch eh' Du eine Klage über Deine eigenen Leiden geäußert hast? Ich danke Dir von Herzen in ihrem Namen, und jetzt magst Du mich immerhin umarmen und mich küssen, denn Du verdienst es; auch Deinen Jähzorn vergebe ich Dir.“

So ſprechend ließ ſie ſich willig von Jacobo an die Bruſt ſchließen, der plötzlich ſeine traurige Lage vergeſſen zu haben ſchien. Sie berührte indeſſen ſeine Lippen nur leicht und brachte dann ſchnell ihren Mund dicht vor ſein Ohr, denn Bautiſta hatte ſich ſchon wieder nach ihnen umgewendet.

„Meine Mutter weiß Alles,“ flüſterte ſie leiſe, während Jacobo ſie immer feſter an ſich drückte. „Wir müſſen fliehen, oder Gualterio bereitet uns den Untergang. Merke auf; die Ananas iſt in zwei Hälften zerſchnitten und ausgehöhlt; lange Dornen halten beide Theile zuſammen. In derſelben iſt eine ſtarke Schnur verborgen. Heute Abend, wenn Alles zur Ruhe gegangen, laß das eine Ende der Schnur durch die Oeffnung in den Graben hinunter; zieh' hinauf, was ich daran befeſtige und gebrauche es nach Kräften. Jacobo, ſei ſtark, denk' an meine Mutter und an mich, und nun lebe wohl!“ fügte ſie lauter hinzu, „morgen früh bringe ich Dir wieder Speiſen.“

Jacobo, förmlich überwältigt durch die freudige Opferwilligkeit des jungen Mädchens, welches ſich ihm gegenüber oft ſo ſchroff gezeigt hatte, vermochte kein Wort hervorzubringen. Er preßte nur noch einen brennenden Kuß auf ihre friſchen Lippen, und im nächſten Augenblick befand ſie ſich ſchon wieder zwei Schritte von ihm entfernt, worauf ſie Bautiſta

aufforderte, ihren Geliebten einzuſchließen und ſie demnächſt bis an die Zugbrücke zu begleiten.

Obgleich bis jetzt Alles geglückt war, ſo pochte Tereſa das Herz doch faſt hörbar, als ſie aus dem dunkeln Gang auf den Hof trat und ihrem Führer ſchnell über denſelben hinweg nachfolgte. Bautiſta ſelbſt war ebenfalls nicht frei von Beſorgniß, und indem er an der angelehnten Thür der Wachſtube vorbeiſchlich, legte er ſein Ohr behutſam an die Spalte und lauſchte auf das Schnarchen in dem Gemach.

Tereſa war unterdeſſen geräuſchlos über die Brücke geeilt und harrte, nachdem ſie ſich überzeugt, daß ſie von Niemandem beobachtet worden ſei, auf die Ankunft Bautiſta's, um demſelben noch ihren Dank auszuſprechen.

Sie that es mit wenigen, aufrichtigen Worten und einem warmen Händedruck. Dieſen erwiederte blickte die junge Muſchelhändlerin faſt on.

„Hätte mein Vater mehr gethan?“ fragte er, und ein triumphirendes Lächeln glitt über ſeine bräunlichen Züge, indem er eine Stellung annahm, die einem ſpaniſchen Granden Ehre gemacht hätte.

„Dein Vater hätte nicht mehr thun können, guter Bautiſta,“ entgegnete Tereſa, indem ſie die langen Flechten, die nach vorne geglitten waren und tief über ihren Buſen hinabhingen, durch eine leichte Bewe-

gung ihres Hauptes nach hinten ſchleuderte. „Dein Vater hätte nicht mehr thun können, und ich will Dir's gedenken, ſo lange ich lebe. Aber morgen komme ich wieder, und Du mußt dafür ſorgen, daß ich ihn auch morgen ſehe.“

„Das kann ich Dir nicht verſprechen, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe,“ verſetzte Bautiſta, ſeine Muskete ſchulternd. „Komm aber ſo früh wie heute, und wenn ich auch ſelbſt nicht hier ſtehe, ſo wird es doch Jemand ſein, der Dir nicht weniger gern gefällig iſt.“

„Ich danke Dir nochmals, und nun: auf Wiederſehen, die heilige Jungfrau ſei mit Dir!“ So ſprechend wendete Tereſa ſich um und ſchritt ſo leichten Herzens davon, als wenn ein Scheitern ihrer Pläne mit zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Sie vernahm noch, daß Bautiſta ſeine Kameraden mit barſcher Stimme weckte, ſie ſah, daß der Hafen und die Straßen ſchon ſtark belebt waren, dann aber bog ſie aus der bekannten Allee in die bethauten Felder ein, um auf einem Umwege und von Niemand bemerkt zu ihrer Mutter zu gelangen.

V.

Genau vierundzwanzig Stunden hatte Jacobo in ſeinem Gefängniß zugebracht. Die Zeit war ihm ſehr langſam verſtrichen, aber muthlos und niedergeſchlagen war er deshalb nicht geworden. Die Mitglieder der Wache, die ihm Alle wohlwollten, hatten die Gelegenheit, wenn ſie ihm Speiſe und Trank brachten, dazu benutzt, hin und wieder ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; doch die Zerſtreuung, welche ihm dieſe gewährten, trat weit hinter der frohen Hoffnung zurück, die ſeine Bruſt erfüllte, und der Bewunderung, zu der ihn das kluge und kühne Benehmen ſeiner Geliebten hinriß.

„Sie muß mir gut ſein," wiederholte er ſich immer und immer wieder; „ja, ſie muß mir von Herzen gut ſein, oder ſie würde nicht gewagt haben, Gualterio zum Trotz, an meine Befreiung zu denken. — O, ich ſchlechter, undankbarer Menſch, der ich an ihrer Liebe zweifelte, wenn ſie meine zudringliche Zärtlichkeit zurückwies! — Ja, fliehen wollen wir, fliehen ſo weit, daß Gualterio uns nie wieder auffindet; — das gute, brave Mädchen, wenn es nur erſt hier wäre!"

Dergleichen Betrachtungen ſtellte Jacobo während der langen einſamen Stunden in ſeinem Gefängniß

an, deren Ablauf ihm jedes Mal die Thurmuhr in der Stadt mit dumpfem Schlag verkündete. Mehrfach hatte er die Schnur, die in der ausgehöhlten Ananas verborgen gewesen, auseinander gerollt, gemessen, ihre Haltbarkeit erprobt und sie demnächst wieder in den staubigen Boden verscharrt. Als indeß draußen die Dämmerung eingetreten war, in seinem Gefängniß aber schon tiefe, undurchdringliche Finsterniß herrschte und von keiner Seite mehr eine Störung zu befürchten war, da saß er in der als Fenster dienenden Schießscharte und lauschte erwartungsvoll in die Ferne. Schon während des ganzen Tages war er mit dem Gedanken, daß Teresa ihm Werkzeuge zustellen würde, beschäftigt gewesen und hatte in Folge dessen, so lange das Tageslicht ihn begünstigte, das Mauerwerk genau geprüft und sich die Fugen zwischen den Steinen so gemerkt und stellenweise auch den Mörtel mit einem Scherben aus denselben herausgekratzt, daß es ihm in der Dunkelheit nicht schwer werden konnte, dieselben wieder aufzufinden. Zum Glück für ihn war das Gemach, in welchem man ihn untergebracht hatte, ursprünglich nicht zu einem Gefängniß, sondern zur Aufbewahrung von Kriegsmaterial bestimmt gewesen, weßhalb die Schießscharte nicht nur nicht vergittert worden war, sondern sich auch, wie alle übrigen, in einer Breite von drei Fuß in die

vier Fuß dicke Mauer hineinſenkte und, ſich allmälig verengernd, auf der Außenſeite als eine vier Zoll breite Oeffnung mündete. Es boten ſich ihm alſo keine großen Schwierigkeiten, durch das Losbrechen einiger Steine die Oeffnung hinlänglich zu erweitern, um demnächſt ſeinen Körper durch dieſelbe hindurchpreſſen zu können.

Gleichſam auf alle Fälle vorbereitet, kauerte Jacobo alſo in der Niſche und lauſchte auf jede Bewegung in der Nähe des Forts. —

Das ſummende Geräuſch in der Stadt, verurſacht durch die Bewohner, die nach der Hitze des Tages ſich gern der nächtlichen Kühle erfreuten, war noch nicht verſtummt, und ſchon rief die Thurmuhr die elfte Stunde.

Jacobo bebte. „Wenn ſie durch Gualterio zurückgehalten worden wäre," ſagte er leiſe vor ſich hin, und krampfhaft krallte er ſich mit ſeinen Händen an die äußerſten Steine feſt, als wenn er ſie mit Gewalt aus ihren Fugen hätte reißen wollen. Doch die Steine rührten ſich nicht und ſtille blieb es in dem finſtern Graben, von woher er die Hülfe erwartete.

„Tereſa!" flüſterte er hinab; „Tereſa!" rief er lauter mit wachſender Angſt, denn der Gedanke an Verrath und ein gänzliches Mißlingen des Fluchtver-

ſuchs war in ſeiner aufgeregten Phantaſie ſchon zur Ueberzeugung geworden.

Da ſchlug ein kleines Steinchen, das offenbar von dem Boden des Grabens aus geworfen worden war, in geringer Entfernung von der Schießſcharte gegen die Mauer.

Jacobo verſtummte und hielt den Athem an.

Ein zweites Steinchen klapperte nicht weit von ihm an die Quadern.

„Wer iſt da?“ rief Jacobo leiſe hinab, denn den Namen des jungen Mädchens wagte er, aus Furcht vor Verrath, jetzt nicht auszuſprechen.

„Iſt Alles ſicher?“ fragte Tereſa im nächſten Augenblick hinauf.

„Alles iſt ſicher, theuerſtes Mädchen,“ antwortete Jacobo mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, und zugleich ließ er das eine Ende der Schnur in den Graben hinabſinken.

Tereſa fand nach einigem Umhertaſten die Schnur, knüpfte das Bündel, welches ſie am frühen Morgen dort niedergelegt, an derſelben feſt und forderte ihren Geliebten dann auf, Alles nach ſich zu ziehen.

Dieſer that, wie ihm geheißen war, und einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen, während er mit zitternden Händen die Werkzeuge zu ſich hereinzog und zunächſt prüfte.

„Wirſt Du damit arbeiten können?“ unterbrach Tereſa endlich wieder die Stille.

„Ja, Tereſa; und wären die Mauern zehnmal ſo dick, ſo wollte ich mich zu Dir durcharbeiten,“ erwiderte Jacobo ebenſo heimlich, und gleich darauf ließ ſich der ſcharfe Ton vernehmen, mit dem er die kurze Brechſtange in die Fugen zwiſchen den äußerſten Steinen zwängte.

„Halt, Jacobo!“ flüſterte Tereſa dringend; „es können Leute hier vorbeikommen und, ohne wirklich böſe Abſichten zu hegen, uns verrathen. Ich will wieder nach dem Wall hinaufſteigen, wo ich beſſer umherzuſpähen vermag, und dort wachen. Wenn ich mich jetzt entferne, ſo bete vier Vaterunſer und vier Ave Maria, und dann erſt beginne Deine Arbeit. Um dieſe Zeit werde ich wohl ſchon die nächſte Umgebung durchforſcht haben, und dort oben leuchtet mir ja auch der Mond. Wenn Gefahr naht, dann ſchlage ich zwei Steine aneinander. Merke Dir alſo dieſen Ton.“ So ſprechend klapperte ſie in der angedeuteten Weiſe und beeilte ſich dann nach dem Wall hinaufzukommen.

Jacobo antwortete ihr nicht mehr, denn er war ſchon im Gebet vertieft. —

Zweimal hatte Tereſa den Weg um die Nordſeite des Forts hin und her zurückgelegt, da fiel mit dumpfem Dröhnen der erſte losgebrochene Stein aus der

Schießſcharte in den Graben hinab. Das Geräuſch machte ſie erbeben und athemlos horchte ſie umher. Alles blieb ſtill; der ſummende Lärm in der Stadt war ſchwächer geworden und in der alten unveränderlichen Weiſe plätſcherte das Waſſer, welches die Fluth in den Hafen trieb, vernehmbar gegen die Felſen.

Tereſa ſchlich behutſam bis in die Nähe der Zugbrücke. Wie am Morgen, ſo ſaß auch jetzt die Schildwache auf dem Prellſtein und ſchlief, und mit ihr ſchliefen die übrigen Wachmannſchaften im Innern des Gebäudes.

Wiederum polterte ein Stein in den Graben hinab, und gleich darauf noch einer. Der ſchlafende Poſten ließ ſich aber nicht ſtören, und Tereſa, nachdem ſie ſich überzeugt, daß von dieſer Seite keine Gefahr zu befürchten ſei, ſchlich auf der Waſſerſeite ſo weit um das Fort herum, bis ſie ſich Jacobo's Gefängniß wieder gegenüber befand. Alles war ſtill dort; Jacobo ſchien ſeine Arbeit eingeſtellt zu haben. Da ſtockte das Blut plötzlich in ihren Adern und ein Schrei ſchwebte auf ihren Lippen, als ſie nur wenig Schritte vor ſich die ſchwarzen Umriſſe einer männlichen Geſtalt auftauchen ſah.

„Tereſa, ich bin es," flüſterte ihr aber im nächſten Augenblick Jacobo zu, indem er ſie ungeſtüm an ſeine

Bruſt drückte, was ſie auch ruhig geſchehen ließ. „Es war keine ſchwere Arbeit; die Steine hafteten ſo loſe, als wären ſie mit Bananenmus eingekittet geweſen. Hier ſind die Eiſen und die Schnur; ich habe Nichts vergeſſen, was Deine Beihülfe verrathen könnte. Du aber haſt mich befreit, und nur für Dich will ich fortan leben und ſterben."

„Komm, komm jetzt," entgegnete Tereſa mit weicher Stimme, indem ſie ſich ſanft der heißen Umarmung entwand, „ich muß zu meiner Mutter, auch ſie bebt für Dich. Wir wollen unterwegs über die Zukunft berathen, denn unſeres Bleibens iſt nicht mehr in dieſer Gegend. Gualterio war heute wieder oben."

„Gualterio? Caramba, wenn ich ihn nur fände!" verſetzte Jacobo ſtehen bleibend, und legte, bebend vor Grimm, ſeine Hand ſchwer auf Tereſa's Schulter.

„Komm, ſage ich Dir," bat dieſe wieder, ohne ihrem Geliebten über die aufflammende Heftigkeit zu zürnen. „Komm und ereifere Dich nicht. Du gewinnſt Nichts dabei, aber Du kannſt Dir, mir, uns Allen durch Deine ſinnloſe Wildheit den Untergang bereiten. Ich habe gebetet, ich habe überlegt, und an Dir iſt es, zu beweiſen, daß ich meine Liebe nicht verſchwendet habe."

So ſprechend zog ſie Jacobo mit ſich fort, der nur mit Mühe die Gefühle niederkämpfte, welche die Er-

innerung an den hinterlistigen Alkalden in ihm wachgerufen hatte, indessen weiter kein gehässiges Wort mehr über denselben verlor.

Nach kurzer Wanderung durch Gärten und Felder gelangten sie endlich in die Landstraße, die an der bekannten Hütte vorbeiführte, und hier erst begann Teresa die Unterhaltung wieder und erstattete ihrem Geliebten Bericht über das, was sie im Laufe des Tages erlebt hatte.

„Meine Mutter weiß Alles," hob sie an, „ich durfte das Trostlose unserer Lage nicht länger vor ihr verbergen. Sie ist jetzt nicht nur vorbereitet, sondern auch vollkommen damit einverstanden, zu fliehen und uns dem bösen Einfluß Gualterio's zu entziehen. Da sie aber fast gänzlich hülflos ist, so macht es uns viel Sorge und Kummer, wie und wann wir die Flucht eigentlich zu bewerkstelligen vermögen —"

„Beruhige Dich, Teresa," unterbrach Jacobo den Redefluß seiner lieblichen Gefährtin. „Heute in der Frühe erwähntest Du schon der Flucht, und ich habe den ganzen Tag hindurch über Deine Worte nachgedacht. — Ich kenne auf der andern Seite des Hafens eine Quelle, die ein kleines, ganz verstecktes Thal bewässert. Es haben schon Menschen dort gelebt; denn neben einer zerfallenen Hütte stehen mehrere Cocospalmen und üppig wuchernde Bananensträuche. Es

muß den Leuten dort zu einſam und ſtill geweſen ſein, für uns aber kann es nicht zu einſam, zu abgelegen werden. — Die Quelle mündet in ein Flüßchen, welches ſich ungefähr ſechs Leguas von der Mündung unſeres Hafens in den Ocean ergießt. Mehrfach bin ich in meinem Boot von der Seeſeite aus, bis in die Nähe jener Quelle vorgedrungen, wenn es galt, vor einem heraufziehenden Wetter Schutz zu ſuchen. Es war immer eine böſe Fahrt und harte Arbeit, aber ich bezweifle nicht, daß es mir zur Fluthzeit und bei ruhiger See gelingt, Dich ſammt Deiner Mutter in dem Flüßchen weit genug aufwärts zu ſchaffen, um den Reſt des Weges bequem zu Lande zurücklegen zu können."

„Ja, ja, abgeſchieden von der übrigen Welt iſt beſſer, als einem reichen Manne mit Leib und Seele zu gehören," bemerkte Tereſa ſeufzend. „Wie aber wollen wir meine Mutter zum Hafen hinabſchaffen?"

„Ich trug ſchon ſchwerere Laſten auf meinen Schultern. Caramba! Glaubſt Du, ich hätte nicht auch dies ſchon längſt erwogen? O, es war ſo düſter und einſam in dem Gefängniß; ein Ort, ſo recht zum Nachdenken und Ueberlegen eingerichtet."

„Und einen Prieſter, Jacobo, wo finden wir ihn?" flüſterte Tereſa ſo heimlich, daß eben das Ohr eines Liebenden dazu gehörte, ſie zu verſtehen.

„Auch daran habe ich gedacht, mein gutes Mädchen," antwortete der Fiſcher, ſeinen Arm um Tereſa legend und ſie feurig küſſend. „Eine halbe Tagereiſe auf jener Seite der Quelle liegt eine Hacienda und ein Kirchlein. Man gelangt auf verborgenen Pfaden dahin. Dort lebt ein Miſſionair, der uns in wenig Minuten zuſammenſprechen kann."

„Ich ſetze jetzt das unbedingteſte Vertrauen in Dich, guter Jacobo; denn ich ſehe, Du biſt fromm und willſt nicht, daß ich ohne den Segen der Kirche mit Dir leben ſoll, wie ſo viele unten in der Stadt. O, wenn wir nur erſt dort wären, guter Jacobo! — Ich fürchte Gualterio, er hat mir ſo ſchrecklich gedroht. Du ſollſt fortgeſchickt werden, weit fort über die Berge, um Soldat zu werden, und mich und meine Mutter will er ſchon in den nächſten Tagen zu ſich in's Haus nehmen."

„Haſt Du ihm das Geld gegeben, welches wir von den Kaliforniern verdienten?"

„Er ſchlug es aus; es war ihm zu wenig. „„Entweder Alles oder gar Nichts,"" ſagte er mir."

„So mag er warten", verſetzte Jacobo zähneknirſchend; „unſere Schuld iſt es nicht, wenn wir unehrlich erſcheinen. Aber das Seine ſoll ihm werden, eh' wir ſterben; mag er alſo warten."

„Und wann glaubſt Du mit Deinen Vorbereitun-

gen zur Flucht fertig zu werden?“ fragte Tereſa nach kurzem Sinnen mit unverkennbarer Beſorgniß.

„Vielleicht morgen, vielleicht auch erſt nach drei oder vier Tagen. Caramba! Kann ich dem Meer gebieten, daß es ruhig ſei? Doch Sturm iſt nicht zu erwarten, und dieſer Mondſchein muß benutzt werden. Wenn mein Entkommen aus dem Fort erſt bekannt geworden iſt, dann darf ich mich nicht mehr in Deine Nähe wagen; Gualterio's Spione werden Dich ſtets umgeben.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Tereſa, „wie aber wollen wir uns gegenſeitig Zeichen geben, wenn wir wichtige Mittheilungen zu machen haben?“

„Ueberlaß das mir; ſollteſt Du mich zu ſprechen wünſchen, dann ſende vor Deiner Hütte den Rauch eines Feuers empor, und ich werde Dich dort auf dem Berge bei der Signalſtange erwarten.“

„Gut, Jacobo; ich vertraue dem Sohne Deines Vaters, ich baue auf Deine Liebe und auf den Schutz der heiligen Jungfrau. O, ich wußte, welch bravem Burſchen ich das Verſprechen gab, die Seinige zu werden und Niemandem in der Welt als ihm anzugehören. Bleib hier ſtehen,“ fügte ſie hinzu, als ſie bei dem kleinen Garten angekommen waren, der die Hütte umſchloß. „Bleib hier ſtehen; ich will zu meiner Mutter hineingehen und ſehen, ob ſie wacht, zu-

gleich aber auch ihr die Kunde Deiner Befreiung überbringen. Wer weiß, es kann ſich auch ein Verräther während meiner Abweſenheit eingeſchlichen haben; Gualterio iſt zu Allem fähig.“ Mit dieſen Worten entzog ſie ſich den Armen ihres ſtürmiſchen Liebhabers, eilte wie ein flüchtiger Schatten davon und trat geräuſchlos durch die angelehnte Thür in die Hütte ein. —

Bald darauf ſaßen vor dem Lager der kranken Frau Jacobo und Tereſa. Eine trübe, wehmüthige Stimmung herrſchte in dem kleinen Kreiſe. Es walteten indeſſen keine Zweifel mehr, daß, um einem traurigen Geſchick zu entgehen, die geliebte heimathliche Scholle Landes aufgegeben werden müſſe. Man ſprach von der Flucht, als von einer ausgeführten Sache, trotzdem hin und wieder ernſte Beſorgniſſe aufſtiegen und es nicht an Mahnungen zur äußerſten Vorſicht fehlte.

Die Zeit verrann, und als Jacobo, ausgerüſtet mit einigen Lebensmitteln, von den Frauen Abſchied nahm, um für den Tag ein Verſteck im Gebirge aufzuſuchen, da war der Mond ſchon hinter den weſtlichen Höhen hinabgeſunken, der Oſten dagegen ſchmückte ſich mit dem Purpur des jungen Tages. —

Die Sonne ſandte, wie ſchüchtern, ihre erſten Strahlen auf den glänzenden Spiegel des Hafens, da ſtand die unermüdliche Muſchelhändlerin ſchon wieder mit ihrem Bündel vor der Zugbrücke des Kaſtells. Wie am vorhergehenden Morgen, ſo weckte ſie auch heute die Schildwache, und wie am vorhergehenden Morgen, ſo bat ſie auch heute, dem gefangenen Jacobo einige Früchte und Tortillas bringen zu dürfen.

Der gefällige Bautiſta war allerdings nicht zur Hand, aber er hatte den Poſten auf den Beſuch des jungen Mädchens vorbereitet und überaus williges Gehör gefunden, als er ihm rieth, oder vielmehr darauf drang, dem Gefangenen den Anblick ſeiner Geliebten auf einige Minuten zu gönnen.

Bebenden Herzens folgte Tereſa alſo ihrem Führer, der an Nichts weniger als an ein Entweichen Jacobo's dachte, über den Hof nach. Sie wußte ja, daß ſie in ein leeres Gefängniß treten würden, und hatte den Beſuch in der That auch nur unternommen, um den Verdacht ihrer Betheiligung an der Flucht, wenn auch nur des redlichen Bautiſta wegen, von ſich abzulenken. Außerdem konnte ſie auch nicht vorherſehen, ob nicht Gualterio, im Fall der Schein gegen ſie ſein ſollte, ſie ſo lange ſcharf überwachen laſſen würde, bis er dem Entflohenen auf die Spur gekommen ſei.

Ihre Befürchtungen ſchwanden zum großen Theil,

als sie sich wirklich Angesichts der durchbrochenen Schießscharte befand und in den Zügen ihres Begleiters die unzweideutigste innere Befriedigung las, die er über die geglückte Flucht Jacobo's an den Tag legte.

„Die heilige Jungfrau sei gepriesen!" rief er aus, „der Vogel ist ausgeflogen, ohne daß ihm Jemand hülfreiche Hand geleistet hätte. Mag Gualterio ihn selbst wieder einfangen; denn ich glaube kaum, daß er Viele finden wird, die ihm in der Verfolgung beistehen werden."

„Entflohen?" fragte Teresa mit schlecht erheuchelter Verwunderung; „entflohen? Aber sage, wird Dich oder Deine Kameraden keine Strafe treffen?"

„Uns Strafe? Ha, ha, ha, wir haben unsere Schuldigkeit gethan. Warum brachte er ihn nicht an einen sicherern Ort? Aber Du mußt mit, Teresa, Du mußt bezeugen, was Du gesehen hast. Auch für Dich ist es besser; die Leute könnten sonst denken, Du seist ihm bei der Flucht behülflich gewesen!"

„Ja, ich will Dich begleiten, mögen die Leute denken, was sie wollen, ein Verbrechen war es nicht, daß ich ihm Speisen brachte."

„Ein Verbrechen, Mädchen? Nein, gewiß nicht! Jacobo ist ein so braver Bursche, wie nur je einer Netz und Ruder handhabte, und ihm Speisen und ein

freundliches Wort bringen, ſchändet keine Sennorita, und wäre ſie auf einem Throne geboren. Komm, komm, wir müſſen ſogleich Anzeige machen und die Beweiſe liefern, daß wir die Hand nicht im Spiele gehabt haben, um Unannehmlichkeiten und Strafen zu vermeiden."

So ſprechend, zog der leichtfertige Burſche das junge Mädchen mit ſich nach der Wachſtube, wo ſeine Mittheilungen keinen geringen Grad von Freude und Ueberraſchung hervorriefen. —

Ob Gualterio über die Flucht des ſo verhaßten Nebenbuhlers Freude empfand, weil er glauben durfte, Tereſa nunmehr dem Einfluß des jungen Fiſchers leichter entziehen zu können; oder ob Mißvergnügen ihn erfüllte, daß demſelben überhaupt die Flucht gelungen war, hätte wohl kaum Jemand zu errathen vermocht. Jedenfalls traf er keine Anſtalt zur Verfolgung; ebenſo wenig drang er auf Beſtrafung der Milizen, deren Wachſamkeit Jacobo ſo ſtreng anempfohlen geweſen. Seine geheimen Pläne, Letztern vollſtändig unſchädlich zu machen und aus Tereſa's Bereich zu bringen, gab er deshalb aber doch nicht auf. Er ſcheute nur die Oeffentlichkeit und die Stimmung des größten Theils der Bevölkerung, die ſich ohne Zweifel zu Gunſten Jacobo's entſchieden haben würde, und trachtete, mit eigenen Kräften und ohne

Aufſehen zu erregen, dennoch an das Ziel zu gelangen, welches er ſich, in ſeiner blinden zügelloſen Leidenſchaft für Tereſa, geſteckt.

VI.

Lieblicher, zauberiſcher und geheimnißvoller hatte der Mond gewiß noch nie auf den Hafen von Acapulco niedergeſchaut, als in der zweiten Nacht nach der, in welcher Jacobo den düſteren Gefängnißmauern entkam.

Es war beinah Vollmond, und in ſo mildem Glanze ſtrahlte die bleiche Scheibe, als wenn ſie befürchtet hätte, die Augen der Sterblichen zu ſehr zu blenden, oder die in erquickenden Schlummer verſunkene Natur zu ſtören.

Das Geräuſch des Tages war längſt verſtummt; kein Blättchen regte ſich; die feuchte, lauwarme Atmoſphäre, die in bläuliche Schatten gehüllte Landſchaft und das ſpiegelglatte Becken des Hafens waren ſo ſtill, ſo lautlos, daß man deutlich das dumpfe Brauſen vernehmen konnte, mit welchem ſich die Schwellungen des Oceans außerhalb des Hafens an dem ſchroffen Geſtein brachen, oder ſich auf flachem Strande ſchäumend überſtürzten. In langen regel-

mäßigen Pauſen ſchallte es herüber, es klang wie das tiefe, röchelnde Athmen eines Ungeheuers, dumpf und hohl, aber nicht drohend, denn der Ocean war durch anhaltende Windſtillen gleichſam in Schlummer gewiegt worden.

Einige Delphine hatten eine Luſtfahrt in den Hafen unternommen und in demſelben während des Tages ſich luſtig herumgetummelt. Sie waren jetzt ermüdet und pflegten behaglich der Ruhe, eh' ſie ſich wieder in's ewige Weltmeer hinauswagten. Träge ſchwammen ſie hin und her und ſchleuderten zeitweiſe mit ſchnarchendem Getöſe phosphoriſch leuchtende Waſſerſtrahlen empor, während in der Mitte des Beckens regungslos, als ſei es eine kleine vor Anker liegende Signaltonne, die dreieckige Rückenfloſſe eines Hais, ſich über die Oberfläche des Waſſers erhob. Der grimmige Räuber der Meere ſchlief nicht; er lauerte auf Beute, und wenn ſich am Ufer ein zufällig erzeugtes Geräuſch vernehmen ließ, dann wendete er augenblicklich, aber mit leiſer, kaum bemerkbarer Bewegung, den langen, furchtbar bewaffneten Rachen nach der Richtung hin, in welcher er hoffte einen kühnen Raub ausführen zu können.

Doch der Hai lauerte nicht allein in dieſer entzückenden tropiſchen Nacht auf ein Opfer. —

Auf der Oſtſeite des Hafens, faſt der Ausfahrt

BAYER
Digitized by Google

gegenüber, lag verſteckt unter überhängenden Bäumen ein leichtes, ſcharf gebautes Wallfiſchboot. Dasſelbe war bemannt mit Gualterio, ſeinem Sohne, einem kräftigen ſechszehnjährigen Jüngling, und zwei Gerichtsdienern. Der Alkalde hatte unter den Fiſchern der Stadt Niemanden gefunden, der ſich zu dem nächtlichen Unternehmen, deſſen Zweck man vermuthete, hergegeben hätte, und deshalb ſeinen Sohn und die Gerichtsdiener gewählt, von deren Treue er ſich überzeugt halten durfte. Vielleicht lag ihm auch daran, Aufſehen zu vermeiden, und da es in den Augen ſeiner Gefährten, namentlich ſeines, als geſchickter Ruderer bekannten Sohnes, nur darauf ankam, einen entſprungenen Verbrecher einzufangen, der in einen Anfall von Wuth das Meſſer gegen eine obrigkeitliche Perſon zückte, ſo fand er in ihnen nur allzu willige Werkzeuge zur Ausführung ſeiner Pläne. Daß Jacobo aber auch noch Andere zu entführen gedachte, die Gualterio ſchon ſeit einer Reihe von Jahren Geld ſchuldeten, ließ ſein Benehmen nur noch gerechtfertigter erſcheinen, und die zu Häſchern beſtimmten Leute wunderten ſich nicht darüber, daß Gualterio, ebenſo, wie er unter dem Mantel von Gleichgültigkeit die beabſichtigte Flucht heimlich ausſpionirt hatte, nun auch heimlich, um des Erfolges ſicherer zu ſein, den nichts ahnenden Flüchtlingen auflauerte. Wohin

ſich dieſelben wenden würden, wußte er allerdings nicht, nur ſo viel war ihm klar geworden, daß ihr Ziel außerhalb des Hafens lag, und daß ſie noch in einer der mondhellen Nächte ihre Flucht zu bewerkſtelligen gedachten. Schon eine Nacht hatte er dort vergeblich mit ſeinen Leuten geharrt, im Laufe des darauf folgenden Tages aber noch größere Gewißheit über die Pläne ſeiner Opfer erhalten, und mit einem Gemiſch von erwartungsvoller Spannung und triumphirender Freude ſaß er daher in ſeinem Boot und ſpähte nach der Stadt hinüber, von woher er die Flüchtlinge erwartete. —

Der letzte Glockenſchlag der zwölften Stunde war noch nicht verhallt, da glitt aus der Mündung des Baches, der den Thalgrund auf der Oſtſeite des Forts bewäſſert, ein Fiſcherboot geräuſchlos in den Hafen hinein und wendete ſich ſodann gleich ſüdlich, um den Schatten unter den Bäumen und den nahen Bergabhängen zu gewinnen.

Zwei Ruderer ſaßen auf den vorderſten Bänken und tauchten ihre mit Zeugſtreifen umwickelten Riemen ſo regelmäßig und leiſe in die Fluthen, daß es faſt ſchien, als ſchwebe das Boot dahin, wenn nicht ein leuchtender Streifen in dem bewegten Waſſer die zurückgelegte Bahn weithin ſichtbar bezeichnet hätte.

So lange das Boot ſich noch außerhalb der Ufer-

ſchatten befand, ließ ſich das Meerleuchten kaum von dem glitzernden Spiegelbild des Mondes unterſcheiden, welches auf den kleinen Wellen zitterte und tanzte; dagegen erkannte man bei der außerordentlichen Helligkeit leicht die kräftige Geſtalt Jacobo's, die zarter gebaute Tereſa, die im Hintertheil des Bootes ruhende Mutter und einige Bündel mit Lebensmitteln, Zeug und Hausgeräthen, welche jetzt die ganze irdiſche Habe der fliehenden Familie bildeten. —

Die Flüchtlinge ſprachen kein Wort zu einander, ſpähten aber ängſtlich umher, denn ſie fühlten ſich noch immer nicht ſicher vor den hinterliſtigen Verfolgungen Gualterio's, denen ſich auf immer zu entziehen ſie eben im Begriff ſtanden. —

„Ein Haifiſch!" flüſterte plötzlich Tereſa; und in der That befand ſich die unheimliche Floſſe, die kurz vorher noch weit abwärts in der Mitte des Hafens ſichtbar geweſen, jetzt in der Entfernung von ungefähr hundert Ellen im Fahrwaſſer des Bootes, und folgte dort, ohne den Zwiſchenraum zu vergrößern oder zu verringern, mit gleichmäßigen Bewegungen nach.

„Ein gutes Zeichen," entgegnete Jacobo, ebenſo heimlich. „Wir ſind die einzigen Menſchen, die in dieſem Augenblick den Hafen beleben; wären noch mehr Boote flott, ſo würde er ſeine Aufmerkſamkeit theilen. Aber ſieh nur hin, er folgt wie ein Schatten."

„Er wird uns hoffentlich aus dem Hafen hinaus nachfolgen.“

„Wenn er nicht folgt, ſo werden die Fiſcher ihm bald nach Tagesanbruch den Weg zeigen. — Wir ſind in Sicherheit, die heilige Jungfrau ſei geprieſen,“ fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, als das leichte Fahrzeug vor ſeinen und ſeiner jugendlichen Gefährtin Ruderſchlägen in den Schatten des Ufers ſchoß. „Strenge Dich nicht mehr ſo ſehr an, mein gutes Mädchen, ruhe Dich und ſprich zu Deiner Mutter. Meine Kräfte ſind ausreichend, das Boot ſchnell genug vorwärts zu bringen, und nach einer Stunde ſchon wiegen wir uns auf den Schwellungen des Oceans.“

Wiederum trat Schweigen ein. Tereſa hatte ihre Ruder eingezogen, und blickte abwechſelnd auf ihre Mutter, die ſich der ſchönen Nacht und der zauberiſchen Umgebung zu erfreuen ſchien, und auf die unheimliche Floſſe, die, einen ſchmalen phosphoriſchen Streifen erzeugend, jede Bewegung des Bootes genau nachahmte.

„Jacobo!“ flüſterte ſie plötzlich, wie von Furcht befallen, ihrem Geliebten zu, „das Ungeheuer weicht aus ſeiner Richtung.“

Jacobo hielt mit Rudern inne und beobachtete nicht ohne Beſorgniß die Floſſe, die ſchnell, als ob

ſie ihnen den Weg habe abſchneiden wollen, in weitem Bogen um ſie herum glitt und, ſobald ſie ſich in gleicher Linie mit ihnen und dem öſtlichen Ufer befand, ihre Schnelligkeit wieder nach der des Bootes regelte.

„Es graſt vielleicht ein Rind hart am Strande,“ verſetzte er endlich; „doch nein,“ fuhr er gleich darauf fort, „das würde ihn nicht veranlaßt haben, aus unſerm Fahrwaſſer zu weichen. Es muß ſich etwas in dem Waſſer oder auf demſelben befinden. — Verräther können es nicht ſein, wir ſind zu weit von der Stadt, und Niemand hatte eine Ahnung von unſerer Flucht. Caramba! Vorſicht iſt aber zu allen Dingen gut, wie Gualterio ſagte, als er mich verhaften ließ.“ So ſprechend tauchte er die Ruder von Neuem in die Fluthen und lenkte ſo weit in den Hafen hinein, daß er die Gränze zwiſchen den Schatten der Bergabhänge und der mondbeleuchteten Fläche faſt berührte, und ſchlug dann die alte Richtung wieder ein.

„Halte Dich bereit, Tereſa,“ ſagte er dringender, als er bemerkte, daß die Floſſe des Hais plötzlich untertauchte; „wer weiß, Deine Kräfte mögen noch gebraucht werden.“

„Jeſus, Maria und Joſeph, ſtehet uns bei!“ betete leiſe die alte Frau, der kein Wort ihrer Kinder entgangen war.

„Jeſus, Maria, beſchützet uns!“ wiederholte Tereſa und legte die Ruder geräuſchlos zwiſchen die Pflöcke, um ſie auf ein Zeichen ihres Geliebten ſogleich gebrauchen zu können.

„Er iſt wieder hinter uns,“ flüſterte ſie gleich darauf, ſich halb nach Jacobo umwendend.

„Ich ſehe ihn,“ entgegnete dieſer, „es iſt vielleicht Nichts geweſen.“

Das letzte Wort war ſeinen Lippen aber noch nicht entflohen, als ein Plätſchern dicht unter dem Ufer ſeine Aufmerkſamkeit nach der Landſeite hinüberlenkte, und er ſogleich ein von vier Rudern bemanntes Boot erkannte, das ſchnell in den Hafen hineinſchoß und ihm den Weg zu verlegen trachtete.

„Vorwärts, Tereſa,“ kommandirte er zähneknirſchend, indem er durch einen heftigen Schlag mit dem rechten Ruder die Spitze ſeines Fahrzeugs der Mitte des Beckens zuwendete, wodurch es parallel mit dem gegen funfzig Fuß weit entfernten fremden Boot zu liegen kam; „vorwärts nun, Tereſa, zeige, daß Du die Tochter eines Fiſchers biſt!“

Tereſa gehorchte, und obgleich ſie bis zum Tode erſchreckt war, ſo hätte ſie ſich bei einer Spazierfahrt doch nicht ruhiger über die Ruder hinneigen und nicht regelmäßiger und weiter mit denſelben ausholen können.

„Halt!“ rief eine Stimme aus dem fremden Boot herüber. „Halt, im Namen des Geſetzes!“

„Es iſt Gualterio, Caramba!“ ziſchte Jacobo mit aufſteigender Wuth zwiſchen ſeinen Zähnen hindurch, und indem er ſich halb von ſeinem Sitz erhob, lehnte er ſich mit der ganzen Schwere des Körpers ſo gegen die Ruder, daß ſich dieſelben bogen und das Boot um einige Fuß weit über das von Gualterio hinausſchoß.

„Jacobo, es ſind ihrer vier, wir werden ihnen nicht entrinnen,“ bemerkte Tereſa nach einer Weile, während welcher die Entfernung zwiſchen den beiden Fahrzeugen ſich kaum geändert hatte. „Lenke auf's Ufer zu, Du vermagſt ihnen dort im Gebüſch leicht zu entkommen —“

„Und Dich und Deine Mutter ſoll ich in ſeinen Händen zurücklaſſen,“ unterbrach Jacobo das junge Mädchen trotzig. „Nein, Tereſa! lieber werden wir Alle eine Beute des Hais dort drüben, als ein Opfer jenes unbarmherzigen reichen Mannes! Ja, vier Ruderer,“ fuhr er fort, „aber ſieh nur, ſie ſind nicht auf den Wellen groß geworden. Sie werden bald ermüden, und wenn wir erſt an ihnen vorbei ſind, dann mögen ſie uns verfolgen, ſo lange ſie wollen!“

Tereſa antwortete nicht, und längere Zeit hin-

durch vernahm man nur das Plätschern des Waſſers und das ſchwere Athmen der Männer.

Beide Böte hatten die Mitte des Hafens erreicht und glitten ſo gleichmäßig dem weſtlichen Ufer zu, als wenn eins ſeine Bewegungen genau nach denen des andern geregelt hätte, und hundert Ellen weit hinter ihnen, bald in dem einen, bald in dem andern Fahrwaſſer folgte im Zickzack der beutegierige Hai.

„Es wird uns nicht gelingen," flüſterte Tereſa faſt athemlos, den Zwiſchenraum, der ſie von ihren Verfolgern trennte, mit den Augen meſſend.

„In dieſer Weiſe nicht," entgegnete Jacobo, „aber achte genau auf mich; wir müſſen die Richtung ändern. Auf einen Wink von mir hebe die Ruder, und laß ſie nicht eher wieder in's Waſſer ſinken, als bis ich das Boot gewendet habe.

„Ich bin bereit," ſagte Tereſa.

„Jetzt!" kommandirte Jacobo kurz. Des jungen Mädchens Ruder verharrten in gleicher Höhe mit den Pflöcken, das Boot wirbelte auf derſelben Stelle herum, und im nächſten Augenblick flog es vor den vereinigten Kräften der jungen Leute dem Ausgang des Hafens zu.

Sie hatten durch die unerwartete Wendung allerdings einen Vortheil gewonnen, indem ſie bis in das Fahrwaſſer des feindlichen Bootes gelangten, während

dieſes noch eine Strecke in der alten Richtung dahinſchoß; ganz an demſelben vorbeizukommen glückte ihnen aber nicht, denn ſie hatten deſſen Fahrwaſſer noch nicht durchſchnitten, da wendete auch dieſes, und wie beide Fahrzeuge kurz vorher quer durch den Hafen getrieben wurden, ſo eilten ſie jetzt, immer in gleicher Höhe, gegen Süden.

Hätte Jacobo ſich auf der andern Seite Gualterio's befunden, ſo würde er ſich als gerettet betrachtet haben, indem er dann zuerſt in die weſtliche Biegung des Paſſes hätte einlenken können. So aber blieb ihm nur übrig, ſo lange kurze Wendungen auszuführen, bis es ihm endlich gelingen würde, in den Ocean hinauszuſchlüpfen.

„Schone Deine Kräfte, Tereſa," ſagte er leiſe, nachdem er den kleinen Vortheil, den er durch ſeinen Kunſtgriff gewonnen, berechnet hatte, „ſchone Deine Kräfte bis zum letzten Augenblick. Er hat ſeinen Sohn bei ſich; ich erkenne ihn an dem ſcharfen Ruderſchlag, und dieſer iſt es allein, der uns verderblich wird. Gieb Acht jetzt, mein gutes Mädchen, ich werde zweimal auf derſelben Stelle wenden, um ſie zum Halten zu veranlaſſen, dann aber die Fahrt in der jetzigen Richtung fortſetzen. Wir müſſen vorbei; Du weißt, was uns droht."

Nach dieſer Mahnung gab er Tereſa wieder das

verabredete Zeichen, das Boot drehte sich schnell um sich selbst herum, bis es eine vollständige Wendung beschrieben hatte, und da er bemerkte, daß das feindliche Boot, aufmerksamer als das erste Mal, fast gleichzeitig mit ihm, aber nur eine halbe Drehung ausführte und auf dem eben zurückgelegten Wege dahinschoß, so richtete er die Spitze seines Boots plötzlich gegen Westen, um kaum zwanzig Fuß weit hinter dem andern vorbei in den Paß hineinzurudern.

Sein Plan schien glücken zu wollen; er hatte aber noch nicht das Fahrwasser seiner Verfolger erreicht, da ließ sich plötzlich das laute Krachen eines brechenden Ruders vernehmen, dem sogleich ein heftiges Plätschern und Aufspritzen des Wassers folgte, und im nächsten Augenblick ertönte ein so furchtbarer Schrei des Entsetzens, ein so schrecklicher Hülferuf, daß ihm das Blut förmlich in den Adern erstarrte und er mechanisch die Ruder sinken ließ.

Er schaute hinüber. Gualterio's Boot bewegte sich noch immer langsam weiter abwärts und schien nur ungern dem Willen und den weniger kundigen Händen Gualterio's und der beiden Häscher gehorchen zu wollen, die, in der Verwirrung, Einer dem Andern entgegenarbeiteten. Zwischen den beiden Fahrzeugen aber, kaum fünf Schritte weit von Jacobo und vielleicht dreimal so weit von dem andern Boot, da

tauchte der Sohn Gualterio's empor und ſchwamm, mit Aufbietung ſeiner ganzen Kräfte und Schrei auf Schrei ausſtoßend, in der Verzweiflung der nächſten vermeintlichen Hülfe entgegen. —

Der unglückliche junge Menſch, als er ſich abermals durch Jacobo's Kunſtgriff getäuſcht ſah, hatte nämlich ſein Boot ebenſo ſchnell wenden wollen; da dasſelbe aber von den drei anderen Männern vorwärts getrieben wurde, er ſelbſt aber ſich mit der vollen Laſt ſeines Körpers auf ſein linkes Ruder lehnte, um das Fahrzeug durch einen Gegendruck herumzuſchwingen, ſo hatte das ſchwache Stück Holz der doppelten Gewalt keinen Widerſtand zu leiſten vermocht, und war dicht unterhalb der Ruderpflöcke zerſprungen. Der junge Mann hatte in Folge deſſen das Gleichgewicht natürlich verlieren müſſen und war über Bord geſtürzt, und als er wieder auftauchte, da war das eigene Boot ſchon weit über ihn hinausgeglitten, während das Jacobo's ſich ganz in ſeiner Nähe befand.

Dieſer Unfall würde zu jeder andern Zeit kaum mehr als ein luſtiges Lachen verurſacht haben; in dieſem Augenblick aber, wo man den Hai ganz in der Nähe wußte, rief er auf beiden Seiten ein wahres Entſetzen hervor. —

Als der junge Mann ſich wieder auf der Ober-

fläche des Waſſers zeigte, da leuchtete es wie ein Blitz in Jacobo's, Tereſa's und deren Mutter Gedanken auf, daß er rettungslos verloren ſei; denn die Wellen hatten ſich noch nicht wieder über dem Emportauchenden getheilt, da ſetzte ſich die ſchwarze Floſſe, die, kaum hundertundfunfzig Ellen weit entfernt, anſcheinend ruhig, auf den ſtillen Fluthen ſchwamm, in Bewegung und näherte ſich, eine ſchmale glitzernde und Funken ſprühende Furche ziehend, mit raſender Geſchwindigkeit den beiden Booten.

„Tereſa, wir ſind gerettet!" rief Jacobo aus und ließ ſeine Ruder in's Waſſer ſinken. Dieſe aber war aufgeſprungen und drückte die eigenen Ruder ſo tief in's Waſſer, daß das Boot kaum von der Stelle zu weichen vermochte.

„Rette ihn, Jacobo!" preßte ſie zu gleicher Zeit angſtvoll hervor, die entſetzten Blicke auf den Jüngling heftend, der ſich kaum noch ſechs Fuß weit von ihr entfernt befand, und zugleich den Hai beobachtend, der ſchon faſt die Hälfte des Raumes durcheilt hatte.

„Rette ihn, um der heiligen Jungfrau willen!" rief auch die alte Frau, ihre Hände flehend emporhaltend.

„Er hat ihn ſelbſt geopfert," entgegnete der Fiſcher kurz, indem er ſich mit aller Macht gegen ſeine Ruder

lehnte. „Er hat ihn selbst geopfert, mag er ihn selbst retten!“

„Jacobo, rette ihn!“ schrie Teresa jetzt so laut, daß ihre Stimme die Angstrufe des Knaben und der sich vergeblich anstrengenden Männer in dem andern Boote übertönte. „Rette Du ihn, oder ich vollbringe es!“ wiederholte sie, die Ruder fallen lassend und den linken Fuß auf den Rand des Bootes stellend! —

In diesem Augenblick war der Hai ungefähr noch fünfundzwanzig Fuß weit entfernt, während der Knabe noch eines kräftigen Stoßes bedurfte, um Jacobo's Boot zu erreichen, und Gualterio, in gleicher Entfernung wie der Hai, aber in einer andern Richtung, diesem zuvorzukommen trachtete.

Jacobo vernahm die durchdringenden Hülferufe, er sah wie seine Geliebte sich immer weiter vornüber neigte und wie der Hai sich zum letzten Angriff auf den Rücken warf. Nur eine Sekunde blieb ihm noch, und in dieser Sekunde stand für ihn Alles auf dem Spiel, denn er wußte, daß Teresa, wenn zum Aeußersten getrieben, sich ebensowohl wie er selbst, von ihren aufgeregten Leidenschaften unaufhaltsam fortreißen ließ.

„Ich komme!“ rief er wild und drohend aus, und in demselben Augenblick stand er aufrecht neben Teresa, schwang eine in ein großes Bündel zusammen-

gerollte Decke, die seine eigenen ganzen Habseligkeiten enthielt, über seinem Haupte, und die Strudel an der Stelle, wo die mächtige Flosse, untergetaucht war, schäumten noch, da schleuderte er die Last zwischen den Knaben und den Hai in die Fluthen hinab. —

Die furchtbar bewaffneten Kiefern schlugen knirschend in das Zeug, der Schweif des mit seiner Beute niederwärts schießenden Ungeheuers klatschte heftig auf die Oberfläche des Wassers, und als Gualterio's Boot sich an das Jacobo's legte, da saß der gerettete Knabe, gehalten von Teresa und dem jungen Fischer, auf dem Rande des schwankenden Fahrzeugs. Die unheimliche Flosse aber schwamm wieder regungslos auf dem stillen Wasserspiegel; sie war gegen dreißig Fuß weit entfernt und hatte eine Stellung angenommen, welche bekundete, daß der grimmige Räuber die beiden Böte beständig im Auge behielt. —

Seit Gualterio's Sohn in's Wasser stürzte, waren die Begebenheiten so schnell aufeinander gefolgt, daß Niemandem Zeit zum Ueberlegen blieb, und außer Jacobo, sich in den nächsten Minuten wohl kaum Jemand seiner Lage so recht bewußt wurde, oder des Zweckes gedachte, der Alle zu der nächtlichen Stunde auf dem stillen Silberspiegel des Hafens zusammengeführt hatte.

Der Alkalde war der Erste, der Worte fand, denn

während die beiden Häſcher Jacobo's Boot hielten, ſtieg er zu ſeinem Sohn hinüber und fragte ihn voller Beſorgniß, ob er verletzt worden ſei.

„Ich fühle mich wohler, als jemals in meinem Leben!“ rief der Knabe emporſpringend aus, nachdem er ſich von ſeinem Schrecken einigermaßen erholt hatte. „Aber Jacobo hier, und das junge Mädchen, ſie haben mich gerettet!“

„Ich weiß es, ich weiß es, mein Sohn,“ verſetzte Gualterio bewegt, „ich habe Alles geſehen. „Halt, Jacobo, halt an,“ fuhr er zu dem Fiſcher gewendet fort, als dieſer ihn aufforderte, in ſein Boot zurückzukehren; „ich habe mit Dir zu ſprechen; ſage, haſt Du einen Wunſch, den Du von mir gewährt haben möchteſt? Scheue Dich nicht, zu fordern, und denke daran, welch gräßliches Unglück Du von mir abgewendet haſt.“

„Nicht ich, ſondern die dort,“ entgegnete Jacobo trotzig, indem er auf Tereſa wies, die ſich wieder auf ihre Ruderbank gekauert hatte.

„Ich weiß es, aber fordere nur, Jacobo, fordere für ſie mit,“ ſagte Gualterio in ſo wohlwollender Weiſe, wie er vielleicht noch nie in ſeinem Leben gethan.

„Wohlan, Seunor,“ erwiderte der Fiſcher, ohne ſeinen Ausdruck zu verändern, und er griff wieder

nach ſeinen Rudern. „Ich fordere frei. Caramba! Gebt mir einen Vorſprung von zehn Ellen, wenn's auch nur fünf ſind, und ich will Euch zeigen, wer die Ruder am beſten zu führen verſteht!“

„Sonſt Nichts, Jacobo?“ fragte Gualterio mit einem Anflug von Mißvergnügen.

„Nun, Sennor, wenn Ihr großmüthig ſein wollt, Ihr habt ja geſehen, der Hai hat meinen ganzen irdiſchen Reichthum mit hinabgenommen, Caramba! Er wird wohl daran zu verdauen haben, wenn er Alles hinuntergeſchluckt hat, es befand ſich etwas Geld und ein Beil in dem Bündel —“

„Sage mir, wie hoch ſich Dein Schade beläuft,“ unterbrach der Alkalde den Fiſcher, „und ich will Dir Alles erſetzen. Aber ſprich, wünſcheſt Du ſonſt Nichts?“

„Sonſt Nichts, Sennor, gebt mir Raum, und meine und Tereſa's Schulden ſollen bezahlt werden, eh' wir ſterben.“

„Tereſa, ſprich für ihn,“ wendete Gualterio ſich jetzt zu dem jungen Mädchen und legte zugleich ſeine Hand auf deſſen Schulter.

„Meine Mutter iſt krank, und unſere Hütte ſteht ſo verlaſſen, Sennor,“ verſetzte Tereſa ſchüchtern, als ob die Größe ihrer Forderung ſie ſelbſt zagen gemacht hätte, „wir wollen Nichts geſchenkt nehmen,

nur Geduld, Sennor, nur etwas Geduld habt mit meiner Mutter, mit Jacobo und mit mir.“

„Recht ſo, Tereſa, hier nimm meine Hand, ich handelte unrecht an Euch; bezieht Euer Hüttchen, aber Jacobo ſoll es mit Dir beziehen. Lebt in Frieden, und wenn Ihr von der Schuld etwas abtragen wollt und könnt, ſo iſt es gut, wo nicht, dann iſt ſie euch Beiden geſchenkt; mein Sohn iſt Zeuge meiner Worte, er wird halten, was der Vater verſprach, und nun, auf Wiederſehen in Eurer Hütte!“

Nachdem er ſodann dem jungen Mädchen noch einmal herzlich die Hand gedrückt und ſeinen Sohn aufgefordert, ſeinen Dank für den morgenden Tag aufzuſparen, ſprang er in ſein Boot und hieß ſeine Leute ſogleich nach der Stadt zurückrudern.

Jacobo's Boot blieb regungslos auf derſelben Stelle liegen; die jungen Leute und die alte Frau ſchienen ihr Glück nicht faſſen zu können.

„Jacobo, haſt Du es gehört?“ fragte Tereſa endlich leiſe, „er ſagt, Du ſollſt bei uns wohnen; weißt Du aber auch, ob ich Dich noch haben will? Doch beruhige Dich, Du biſt ein braver Burſche und wirſt ihm keinen Haß mehr nachtragen und fernerhin nicht mehr ſo unfreundlich ſein, ich kenne Dich, Du haſt ein gutes Herz.“

Jacobo gab keine Antwort, ſeine Ruder ſenkten ſich

aber in's Waſſer, und gleich darauf durchſchnitt ſein Boot die klaren Fluthen ſo leicht und ſchnell, als wenn er ſich noch auf der Flucht befunden hätte.

Nach einigen Minuten glitt er dicht neben Gualterio hin.

„Seunor," rief er aus, als er den Alkalde in ſeinem Bereich ſah; „Seunor, laßt mich Eure Hand drücken, ich habe keinen andern Beweis meines guten Willens."

„Die heilige Jungfrau ſegne Dich," verſetzte Gualterio mit bewegter Stimme, denn die zuletzt erlebten Scenen beſchäftigten noch immer ſeine aufgeregte Phantaſie. „Die heilige Jungfrau ſegne Dich, Deine Braut und Eure Mutter."

„Amen!" ſagte aus vollem Herzen der Jüngling, der eben erſt einem furchtbaren Tode entronnen. „Amen," wiederholten Gualterio's Ruderer und die alte Frau, der die glückliche Wendung in dem Geſchick ihrer Kinder Thränen in die Augen getrieben hatte.

Die Böte trennten ſich von einander. Tereſa war aber aufgeſtanden und vor ihren Geliebten hingetreten. „Du braver, guter Burſche," flüſterte ſie, indem ſie ihre Arme um ſeine Schultern legte und ihn küßte, „ich wußte ja, daß Du kein undankbares Herz haſt; doch ſiehe, wir bleiben zu weit zurück,"

fuhr ſie freundlich fort, indem ſie ſeine Arme ſanft von ihrem Nacken entfernte, „ſei doch zufrieden; er ſelbſt hat mich ja Deine Braut genannt, ſei alſo zufrieden und beeile Dich, ich werde Dir helfen.“ —

Die glückliche Mutter betete inbrünſtig ihren Roſenkranz; die Ruder plätſcherten verſtohlen, und verſtohlen gurgelte das Waſſer unter dem ſcharfen Bug des Bootes; ſonſt rührte und regte ſich Nichts. Die feuchte, lauwarme Atmoſphäre, die in bläuliche Schatten gehüllte Landſchaft und das ſpiegelglatte Becken des Hafens waren ſo ſtill, ſo lautlos, daß man deutlich das dumpfe Brauſen vernehmen konnte, mit welchem ſich die Schwellungen des Oceans außerhalb des Hafens an dem ſchroffen Geſtein brachen, oder ſich auf flachem Strande überſtürzten. In langen regelmäßigen Pauſen ſchallte es herüber; es klang wie das tiefe, röchelnde Athmen eines Ungeheuers, dumpf und hohl, aber nicht drohend. Nahe der Ausfahrt des Hafens ſchnarchten noch immer die ermüdeten Delphine, und als die beiden Böte dicht vor der Stadt mit knirſchendem Geräuſch auf den Sand aufliefen, da ſchwamm wieder in der Mitte des Beckens auf mondbeleuchteter Fläche, als ſei es eine kleine, vor Anker liegende Signaltonne, die dreieckige Rückenfloſſe des lauernden Hais. —

Am dritten Sonntage nach der nächtlichen Fahrt,

da wurden in der Kirche von Acapulco Jacobo und Tereſa zuſammengeſprochen und als junges Ehepaar eingeſegnet. Es war ein ſchönes, ſchmuckes Paar. Die Kirche war überfüllt, denn Gualterio führte die Braut, und ſein Sohn den Bräutigam. Als dann aber die Neuverbundenen durch die Straßen ſchritten, Jacobo mit ſtolzer triumphirender Miene, Tereſa dagegen verſchämt, doch mit dem unverkennbaren Ausdruck innerer Glückſeligkeit, da traten die Leute an die Thüren und ſchauten ihnen bewundernd nach, und unter den Neugierigen befand ſich gewiß Mancher, der den jungen Fiſcher beneidete um ſeine ſchöne Muſchelhändlerin.

Der Steppenbrand.

Wenn im Spätsommer das Gras bleicht und der rauhe Westwind über die endlosen Fluren Missouris fegt, dann hängt es in den angränzenden östlichen Staaten wie ein leichter grauer Flor vor dem wolkenlosen Himmel, und wie mit einem duftigen Schleier verhüllt erscheint die ihres blendenden Glanzes beraubte Sonne.

Höhenrauch nennen die Leute diese sich fast täglich wiederholende Erscheinung, und schreiben dieselbe im Allgemeinen den Prairiebränden zu, welche namentlich im Herbst über weite dichtbegraste Flächen hineilen. Gleichgültig schaut der Stadt- und Landbewohner zu dem Höhenrauch empor, spricht auch wohl von dem anhaltend guten Wetter, auf welches derselbe hindeuten soll; der Scenen aber, von welchen

der weſtliche Wind und der Rauch der Höhen erzählen könnten, und die in ihren Eindrücken auf das Gemüth zugleich furchtbar und erhaben, ſchreckenerregend und bezaubernd ſind, gedenkt nur Derjenige, welcher das entfeſſelte Element in ſeiner ganzen gewaltigen Pracht kennen lernte und, von den wilden Flammen verfolgt, den entſetzlichen Wettlauf um's Leben wagte. —

Ich befand mich auf der Jagd mit meinen beiden indianiſchen Gefährten, Hug-ha und Scha-gre-ga-ge, zwei jungen Omaha-Burſchen, welche ſo treue Herzen unter ihrer kupferfarbigen Haut bargen, wie nur je in der Bruſt eines weißen Mannes ſchlugen. Wir waren gut beritten, das herrlichſte Wetter begünſtigte uns, Wild war im Ueberfluß vorhanden, und ſo fehlte denn Nichts, was unſern Ausflug zu einem der angenehmſten zu machen verſprach. Ungefähr die Mitte des nördlichen Winkels zwiſchen dem Miſſouri und dem Nebrasca haltend, zogen wir in nordweſtlicher Richtung dahin; das Dorf der Omahas blieb weit hinter uns zurück, und ſchon am zweiten Tage gelangten wir ſo weit, daß, wie auf dem ewigen Ocean, der ſonnige Himmel gleichſam wie eine unermeßliche Glasglocke auf der ebenen Fläche ruhte. Kleine Flüſſe und Bäche, an den ſpärlichen Baumgruppen auf ihren Ufern weithin erkennbar, ſchlängelten ſich anmuthig

durch die Niederungen, und dieſen nachfolgend, fanden wir vielfach Gelegenheit, uns reiche Beute zu ſichern. Bald war es ein Hirſch, bald ein Truthahn oder Waſchbär, was wir erlegten, und ſchon am vierten Tage unſerer Reiſe hatten wir die Pferde ſo mit geräucherten und gedörrten Fleiſchſtreifen, ſo wie mit Fellen beladen, daß wir dieſelben am Zügel führten und am folgenden Tage den Rückweg anzutreten beſchloſſen.

Es war um die Zeit, in welcher die indianiſchen Jäger beginnen, Feuer an die Prairien zu legen, um dadurch noch vor Einbruch des Winters friſches Gras zu erzielen. Einzelne Rauchwolken hatten auch in der That ſchon ſeit mehreren Tagen vor dem ſüdweſtlichen Himmel gehangen, da dieſelben aber noch ſehr ferne waren und der Wind mit einer gewiſſen Beſtändigkeit die nördliche Richtung beibehielt, ſo hatten wir keinen Grund zur Beſorgniß oder übermäßigen Vorſicht, und nach gewohnter Weiſe hielten wir einige Stunden Mittagsraſt. Wir befanden uns an dem weſtlichen Rande einer breiten Niederung, welche ein Bach reich bewäſſerte. Hohes ſaftiges Gras gewährte den Pferden gute Weide, uns ſelbſt einigen Schutz gegen die noch immer ſengenden Strahlen der Sonne, und nachdem wir abgeſattelt hatten, ſtreckten wir uns daher hin und verfielen bald in einen tiefen Schlaf.

Zwei Stunden etwa waren in ungeſtörter Ruhe verſtrichen, als uns plötzlich das heftige Schnauben der Pferde weckte; wir ſprangen empor und erblickten, nicht wenig überraſcht, ſchwarze Rauchwolken, welche mit raſender Eile in geringer Höhe über uns hinzogen. Der Wind war herumgeſprungen, und geſchützt von dem hohen ſchilfähnlichen Graſe, wo wir gelegen, hatte weder der verſtärkte Luftzug, noch der Brandgeruch bis zu uns dringen können, was jedenfalls wenigſtens die beiden Omahas ermuntert haben würde.

Auf den erſten Blick erkannten wir die Gefahr, in welcher wir ſchwebten, denn es entging uns nicht, daß der Brand uns in kurzer Zeit erreichen mußte, wenn wir nicht durch ſchleunige Flucht, oder durch Anzünden und Verbrennen des Graſes in der Nähe, uns dem drohenden Verderben zu entziehen ſuchten. Dumpfes Brauſen und Poltern ſchlug an unſer Ohr, als wir zu den Pferden hinſprangen, um die Sättel aufzulegen, aber ebenſo ſchnell nahmen wir wahr, daß es zu ſpät ſei, um die Jagdbeute noch zu retten, und daß es der ganzen Kraft der unbeladenen Thiere bedürfe, um nur uns in Sicherheit zu bringen. Das Gras auf dem marſchigen Boden war grün und ſaftig, und wenn es auch, von dem Brande und der weit vorauseilenden Hitze gedörrt und zuſammengeſchrumpft, bei der leiſeſten Berührung der Flammen

hoch auflohderte, ſo wären wir doch nicht im Stande geweſen, in der kurzen Friſt einen neuen Brand zu erzeugen. Es blieb nur noch der einzige Weg offen, durch die zwei engliſche Meilen breite Niederung zu fliehen und da, wo niedriges dürres Gras das Anſteigen des Bodens verrieth, durch ſchnelles Feuer eine kleine Fläche von allem Brennbaren zu reinigen und zu unſerer Aufnahme herzurichten.

Wir ergriffen daher unſere Jagdgeräthſchaften, und in der nächſten Minute ſprengten wir dahin mit aller Eile, deren die geängſtigten Thiere nur fähig waren. Es war ein ſchrecklicher Ritt, denn hemmend legten ſich die Halme, welche unſere Schultern peitſchten, um die flüchtigen Hufe; und rückwärts ſchauend, erblickte ich die wilden Flammen, wie ſie, ſchwarze Rauchſäulen emporſendend, ſich knatternd über die nächſten Anhöhen wälzten und mit unglaublicher Schnelligkeit den Zwiſchenraum hinter uns verringerten. Tiefer drückten wir die Sporen in die Weichen der keuchenden Pferde, und heftiger fielen die geſchwungenen Laſſos auf ihre triefende Haut; weit aus griffen die Renner, doch ſchneller noch als ſie, ſetzten der ſtattliche Hirſch und der geängſtigte Haſe vorbei, unbekümmert um vereinzelte Wölfe und Füchſe, welche, ihre Raubſucht vergeſſend, jetzt faſt gleichen Schritt mit ihnen hielten.

Weiße Gabelweihen und braune Falken in großer Anzahl durchkreuzten wie spielend den dichten Rauch; sausend schossen sie hinauf und wieder hinab, um nahe vor dem Feuer mit sicheren Fängen die kleinen Nagethiere zu ergreifen, die es vergeblich versuchten, dem doppelt drohenden Verderben zu entrinnen. Näher rückten wir der rettenden Anhöhe, aber näher rückten auch die Flammen, und flockenähnlich umwirbelte uns die weißgebrannte Asche. Da stürzte Hug-ha mit seinem Pferde zusammen, ich versuchte anzuhalten, doch „Vorwärts" gellte Scha-gre-ga-ge, und wie im Fluge überwanden wir die letzten hundert Schritte. Kaum hatten wir den abgestorbenen Rasen erreicht, als wir uns von den Pferden warfen und unverzüglich an's Werk schritten, einen neuen Brand zu erzeugen. Das Herz aber sank mir in der Brust, als ich unseres Gefährten gedachte, welchen wir, nach meiner Ansicht, feiger Weise zurückgelassen hatten. Mit vorwurfsvollem Ton sprach ich den Namen Hug-ha aus, als ich Scha-gre-ga-ge ein brennendes Stück Papier hinreichte, welches dieser geschickt unter einen Haufen zusammengebogener trockener Halme hielt. „Hug-ha wird kommen," antwortete Scha-gre-ga-ge gleichmüthig, „er wird kommen, wenn wir eine Stelle freigebrannt haben, er wird kommen, um die Flammen harmlos vorüberziehen zu sehen; er weiß, daß wir

auf ihn nicht warten durften, wenn wir gerettet werden wollten; er wird kommen," und mit dieſen Worten bog er immer neue Halme niederwärts, welche, im brennenden Zuſtande ſich wieder aufrichtend, das Feuer ſchnell verbreiteten. Kaum eine Minute war nach unſerer Ankunft verſtrichen, als wir, die Pferde an der Leine führend, dem neuen abwärts treibenden Brande folgten und unſere Füße auf aſchigen Boden und verſengte Stoppeln ſetzten. Wir waren gerettet, doch wo war Hug-ha?

Wie eine Lawine wälzte ſich der ſchwarze erſtickende Rauch heran, die Hitze, die wir einathmeten, war unerträglich, doch alle Gedanken an die eigenen Qualen traten zurück vor der ſchmerzlichen Beſorgniß um den nach meiner Ueberzeugung untergegangenen Gefährten. Plötzlich aber vernahm ich heftiges Keuchen, der Rauch theilte ſich auseinander, und ich erblickte zu meiner unſäglichen Freude den ſchlanken Hug-ha, der mit der Büchſe auf der Schulter herbeiſprang und ſein ſtörriſch gewordenes Pferd an der langen Leine auf die leergebrannte Fläche zu zerren trachtete. Wir eilten zu Hülfe, und unſern vereinten Anſtrengungen gelang es, das arme Thier in dem Augenblicke zu retten, als die Flammen an ihm hinaufleckten und den ſchönen, wohlgepflegten Schweif mit Gedankenſchnelligkeit kahl ſengten.

Während ich nun die Ausdrücke der Freude über Hug-ha's Eintreffen und unſere Rettung nicht zurückzuhalten vermochte, benahmen ſich die beiden Brüder, als ob durchaus nichts Ungewöhnliches vorgefallen ſei, und ſchienen den Verluſt des Pferdeſchweifes und der Jagdbeute höher anzuſchlagen, als unſer glückliches Entkommen. Auch verſtand ich ihre Zeichen und ihre Sprache genugſam, um zu erkennen, daß ſie darüber berathſchlagten, in welcher Richtung wir ziehen müßten, um das vor dem Feuer geflüchtete erſchöpfte Wild zu finden und eine Verheerung unter demſelben anzurichten.

Die Flammen, als ſie die von allem Brennbaren geſäuberte Stelle erreichten, hatten ſich unterdeſſen getheilt, und vom wüthenden Sturm gepeitſcht, brauſten ſie zu beiden Seiten an uns vorüber, wie um den jüngſt erzeugten Feuerſtreifen einzuholen, der, ſich ſchnell ausdehnend, luſtig vorauseilte und Millionen von Funken und verkohlten Grastheilchen emporwirbelte. Die Pferde zitterten und bebten, und in der That war es ein Anblick, der ſogar das ſtärkſte Männerherz ergreifen mußte. — Da, wo wenige Minuten vorher üppiges Gras, wenn auch herbſtlich gefärbt, die weite Niederung ſchmückte, und wo ſamenſchwere Halme ſich feierlich wiegten, da erblickte man jetzt ein ödes, dampfendes Aſchenfeld; und wie um

das Bild des Todes zu vervollständigen, ragten hin und wieder geschwärzte Büffelschädel und Hirschgeweihe hervor, welche jetzt, nachdem das bergende Gras verschwunden, von früheren erfolgreichen Jagden zeugten.

Auf der andern Seite dagegen tobte der wilde Brand in seiner ganzen Pracht unaufhaltsam dahin; dumpfes Sausen und Knattern begleitete den endlosen Feuerstreifen. Blutroth beleuchtet erschienen die rollenden Rauchmassen, die, von dem heftigen Winde niederwärts gedrückt, den Verderben bringenden Flammen voraufzogen, gleichsam warnend die Geschöpfe, welchen die Mittel fehlten, das entfesselte Element durch sich selbst siegreich zu bekämpfen.

Lange stand ich und blickte mit innigster Bewunderung auf das erhabene Schauspiel; selbst meine indianischen Gefährten schienen nicht unempfindlich gegen dergleichen Eindrücke zu bleiben, denn auf geheimnißvolle Weise flüsterte Hug-ha, indem er auf den Feuerstrom wies: „Das ist der rächende Manitou."

Die Pferde am Zügel führend, folgten wir langsam einer Regenschlucht nach, wo kleine Rasenflächen, welche der Brand übersprungen und verschont hatte, zum Lagern einluden. Die Dämmerung stellte sich ein, der Wind erstarb und nicht mehr abhängig von

den Luftſtrömungen, ſtiegen die mächtigen Rauchſäulen bis in die Wolken hinein. Als aber nächtliches Dunkel ſich auf die Ebene ſenkte, da prangte der öſtliche Horizont in ſtets wechſelnder magiſcher Beleuchtung. Bald hoch auflodernd, bald wie Irrlichter flackernd und hüpfend, je nachdem das Feuer auf üppigere oder kärglichere Nahrung ſtieß, ſchlich der Brand langſam über die fernen Bodenanſchwellungen; über der noch unberührten Steppe aber, wie über den Flammen und dem ſchwarzen Aſchenfelde glänzten mit mildem Lichte die ewigen Sterne.

Der Postläufer von Wisconsin.

I.

Reich an schönen üppigen Waldungen, reich an lieblich eingefaßten Seen, krystallklaren Bächen und Flüssen ist der Staat Wisconsin.

Wo nun Landstrecken von der Natur auf eine solche Weise bevorzugt sind, da herrscht auch ein Ueberfluß an reizend gelegenen Punkten, die von der fleißigen Hand des genügsamen Ackerbauers langsam, aber sicher in ebenso viele paradiesische Gärten umgewandelt werden können. Dieser Umstand hat denn auch schon zahlreiche betriebsame Menschen dorthin gelockt, und dem Jäger, der jetzt jene Regionen durchwandert, bietet sich ein beständiger Contrast von Urwildniß und fortschreitender Civilisation, die beide durch den Wechsel gewinnen und nachhaltiger in ihren Eindrücken werden.

Die künſtlich hergeſtellten Lichtungen mit ihren Einfriedigungen und Feldern, mit ihren beſchatteten Blockhäuſern und dem, was ſie belebt, nehmen ſich inmitten des ehrwürdigen, ſchwer zugänglichen Forſtes gewiß anmuthig aus, und noch in erhöhtem Grade, wenn ein rauſchendes Flüßchen dem Anſiedler als Wegweiſer diente, und ihn endlich in der Wahl eines Plätzchens zur Gründung des ſtillen häuslichen Herdes beſtimmte. Nähert man ſich aber dem Strande des Michigan und gewahrt dort auf hohem Ufer friedliche Wohnungen und ringsum die Spuren eines unverdroſſenen Fleißes, ſo iſt man geneigt, dieſen den Vorzug vor erſteren zu geben. Denn wie auf der einen Seite der ſtolze Wald, in welchem ſchlanke immergrüne Tannen hoch über rieſenhafte Wallnußbäume, Sykomoren und Eichen emporragen, weithin den Horizont begränzt, ſo ſchweift auf der andern Seite der Blick ungehindert über den endloſen See, der bald glatt wie ein Spiegel, bald leicht gekräuſelt von ſanften Luftſtrömungen in tiefer Ruhe daliegt, aber auch zuweilen vom Orkan gepeitſcht, in mächtigen Wogen über den mit Kieſeln beſtreuten Strand hinweg, gegen die lehmigen, ſchroffen Ufer brandet.

Im Jahre 184., als die eingeborenen Stämme der Potowatomes, Menomonomes und Schippewäs noch

nicht durch die Politik der Weißen von den Gräbern ihrer Väter, auf ſcheinbar gerechtfertigte Art, verdrängt worden waren, ſtieß der Wanderer in jenen Wildniſſen häufiger auf kupferfarbige kriegeriſche Geſtalten, welche mit Bogen und Pfeil, oder mit der Büchſe dem flüchtigen Hirſch und dem ſchwarzen Bären nachſtellten, als auf weiße Arbeiter, die mit den Schlägen ihrer Axt den weiten Forſt wiederhallen machten. Hin und wieder hatten aber doch ſchon einzelne Familien die nächſte Umgebung der an den Mündungen von Flüſſen angelegten Städte verlaſſen, waren tiefer landeinwärts, oder auch am Michigan hinauf und hinunter gezogen und lebten dort abgeſondert in der Einſamkeit, aber ſtets in gutem Einvernehmen mit ihren rothhäutigen Nachbarn. Sie begnügten ſich mit dem, was ihnen der dankbare Boden und der wildreiche Forſt, oder vielmehr die indianiſchen Jäger lieferten, und lernten politiſchen und religiöſen Zwang nur höchſtens aus Beſchreibungen kennen.

Das Städtchen Manitouwauk, im nördlichen Wisconſin, war damals eine kleine Anſiedelung, noch nicht wichtig genug, um von den auf den großen Süßwaſſerſeen verkehrenden Dampfböten beachtet zu werden, und nur gelegentlich von Küſtendampfern beſucht, ging ihr Wachsthum verhältnißmäßig langſam von

Statten. Ein New-Yorker hätte indeſſen ſeiner Vaterſtadt nicht mit mehr Stolz gedenken können, als die Bewohner von Manitouwauk ihre Anſiedelung eine Stadt nannten und alle die Vorzüge aufzählten, welche deren günſtige Lage, die in Ausſicht ſtehende Verbindung mit dem Winebago-See, und vor Allem die leicht zu nutzende Waſſerkraft des Manitou-Fluſſes verſprachen. Wie man ſich jetzt überzeugen kann, hatten die Leute ſich nicht geirrt.

Unmittelbar nördlich von der Mündung des Manitou erſtreckt ſich das reich bewaldete Land als eine breite Zunge weit in den Michigan hinein und bildet, in der Entfernung von ungefähr vierzig engliſchen Meilen wieder zurücktretend, eine überaus maleriſche Bucht, in welcher das von drei Seiten geſchützte und faſt beſtändig ſtille Waſſer die anmuthig geſchmückten Ufer ſo deutlich zurückſtrahlt, daß man die umgekehrten Spiegelbilder für eine Fortſetzung des Feſtlandes halten könnte.

Seit undenklichen Zeiten ſchon war dieſe Bucht ein beliebter Sommeraufenthalt der Potowatome- und Schippewä-Indianer. Sie verſammelten ſich daſelbſt in großer Anzahl, um in ihren leichten Rindenkanoes weit hinaus zu rudern, die Fiſche in der Tiefe der eigenthümlich durchſichtigen Fluth zu beobachten und im günſtigen Augenblick mittelſt langer Speere zu erbeuten.

Zu der Zeit, von welcher ich hier ſpreche, hatten ſich indeſſen die Eingeborenen in das Innere der dichten Wälder zurückgezogen, denn mit unerbittlicher Strenge hielt der Winter die Natur umfangen, und wo ſonſt die zierlichen Fahrzeuge, dem leiſeſten Druck nachgebend, leicht über den beweglichen Waſſerſpiegel hinglitten, da befand ſich jetzt eine dicke Lage Eis, welche eine faſt ebenſo dicke Lage Schnee deckte.

Ganz vereinſamt war die Bucht aber nicht, denn wer an irgend einer beliebigen Stelle aus dem Dickicht auf die hohe Uferwand trat, dem blieb eine Rauchſäule nicht verborgen, die wirbelnd einer Baumgruppe auf einer Lichtung zu entſteigen ſchien, in Wirklichkeit aber von einem behaglichen Kaminfeuer herrührte, um welches harmloſe Menſchen ſich friedlich bewegten. Wenn man ſich der bezeichneten Stelle näherte, ſo entdeckte man bald, durch das entblätterte Buſchwerk hindurch, die grauen Wände und die Bedachung eines Blockhauſes, welches ſich mit den ſchwer aufeinanderruhenden Balken und den ſorglich verſtopften und zugeklebten Fugen doppelt einladend in der winterlichen Landſchaft ausnahm. Ein kleiner eingefriedigter Hof zog ſich vor der Hütte hin; ein mit Heu und Stroh angefüllter Schuppen ſtand etwas abgeſondert; dagegen lehnte ſich an den Giebel des Wohnhauſes ein Stall, der zwei Pferden, zwei Kühen, einer Ziege und

einer zahlreichen Hühnerfamilie nothdürftig Obdach gewährte.

Ein mächtiger Haufen gespaltenen Holzes vor der Thür verrieth, daß die Bewohner mit den strengen Wintern Wisconsins schon vertraut waren; ein viel betretener Pfad führte durch den tiefen Schnee nach dem Michigan hinunter, wo neben einer Oeffnung im Eise ein ausgehöhlter Baumstamm lag, und wo also das unvergleichliche Wasser des Sees Menschen und Thieren den besten Brunnen reichlich ersetzte. —

Die Sonne versank hinter den westlichen Bäumen; ein violetter Dunstkreis, der ringsum den wolkenlosen Horizont einfaßte, verkündete den baldigen Einbruch der Nacht; senkrecht entstieg der sich verstärkende Rauch dem hölzernen Schornstein und suchte seinen Weg zwischen den bereiften Zweigen der riesigen Hickory-Bäume hindurch, welche, wie Schutz gewährend, die Hütte, den Stall und den Hof umgaben.

Ein von festen Blöcken genährtes Feuer in dem von Feldsteinen aufgeführten Kamin verbreitete wohlthuende Wärme und beleuchtete zugleich, mit stets wechselndem Licht, das Gemach so wie die verschiedenen Gestalten, und veränderte blitzschnell die Schatten, die wie Gnomen auf den Wänden umhertanzten.

Zu beiden Seiten des Kamins befanden sich zwei Personen, welche, nach der Ehrerbietung zu urtheilen,

die ihnen von den übrigen Hausgenoſſen gezollt wurde, und nach der Art, wie ſie dieſelbe hinnahmen, die Häupter der Familie ſein mußten. Doch auch zwiſchen ihnen herrſchte ein von der Natur vorgeſchriebener Rangunterſchied, welchen ſowohl die weitgetrennten Altersſtufen, als auch das verwandtſchaftliche Verhältniß und die in guten und trüben Zeiten erprobte Anhänglichkeit beſtimmte.

Eine ſiebenzigjährige Greiſin ruhte nämlich auf einem roh geſchnitzten aber bequemen Wiegenſtuhl. Sich leiſe ſchaukelnd blickte ſie mit halbgeſchloſſenen Augen bald in die kniſternden Flammen, bald wendete ſie ſich den übrigen Hausbewohnern zu, und bewies durch kurze Bemerkungen, wie ſehr ſie ſich im Geiſte mit Allem beſchäftige, was ihre Familie betraf. Augenſcheinlich hatten Sorgen und ſchwere Arbeit während eines langen Lebens ihr Alter zu einem körperlich leidenden gemacht; doch der Zug innerer Zufriedenheit, welcher auf den gerunzelten Zügen ausgeprägt war, und das Wohlwollen, mit welchem die Greiſin ſich jedesmal zu Dem wendete, der ſie mit dem Namen „Großchen“ anredete, deuteten darauf hin, daß ſie das Alter für keine Bürde hielt und den Spätabend ihres Lebens als willkommene Raſt vor dem Einſchlummern nach ſchwerem Tagewerk betrachtete. Ihr gegenüber auf einem Holzblock, die Kaminwand

als Lehne benutzend, saß der Hausherr, ihr Schwiegersohn.

Ein rüstiger Funfziger, zeigte er das wahre Bild eines westlichen Farmers. Das von schlichten, blonden Haaren eingefaßte Gesicht hatte den scharfen Schnitt, welcher der amerikanischen Nation fast eigenthümlich, und beschattet von einem dunkelblonden Bart und wettergebräunt wie es war, würde man dasselbe sogar haben wild nennen können, wenn nicht ein Paar ehrlicher blauer Augen so überaus Vertrauen erweckend unter den buschigen Brauen hervorgelugt hätten. Seinen aus einer schweren blauen Decke geschnittenen Rock hatte er zur Seite geworfen, und so saß er denn da in einem scharlachfarbigen Flanellhemde, welches ein breiter Gurt über den indianisch befransten hirschledernen Beinkleidern zusammenhielt. Zwischen den Zähnen hielt er ein kurzes brennendes Thonpfeifchen, während seine Hände ämsig damit beschäftigt waren, den neu eingefügten Griff einer Axt glatt zu schaben.

Zu Warner's Füßen, dies war der Name des Farmers, auf einer getrockneten Hirschhaut, lag träge hingestreckt sein jüngster Sohn, ein Knabe von etwa funfzehn Jahren; der vielleicht zwei Jahre ältere Bruder desselben war dagegen seiner Mutter, einer stattlichen Frau von kaum vierzig Jahren, beim

Wickeln von Wolle behülflich. Dieſelbe ſaß in der Mitte vor dem Kamin, ſchaute mit ihren fröhlichen ſchwarzen Augen munter im Kreiſe umher, theilte ihre Aufmerkſamkeit zu gleichen Theilen unter alle Anweſende, und überwachte dabei ſorgfältig ein kleines indianiſches Kind, welches zu ihren Füßen ſpielend auf dem Boden lag.

Dicht vor dem Feuer nun kauerte auf einem niedrigen Holzblock die Tochter des Hauſes, ein junges neunzehnjähriges Mädchen, welches mit ſeinen dunklen Augen und den ſtarken braunen Haaren eine wunderbare Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter, der Farmerfrau, trug. Dieſelbe war mit dem Backen von Maiskuchen beſchäftigt, und wenn ſie aufſchaute und ihr von der Gluth geröthetes Geſichtchen zeigte, über welches die Scheitelhaare während der Arbeit tief hinabgeſunken waren, aber nicht tief genug, um den jugendlichen Frohſinn und die kindliche Unſchuld auf den regelmäßigen Zügen zu verbergen, dann hätte man ſich kaum ein anſprechenderes Bild denken können, als die Familiengruppe, in welcher Mary, die anmuthige Tochter des Hauſes, den Mittelpunkt bildete.

Die Unterhaltung betraf einen abweſenden Freund des Hauſes, und aus dem Eifer, mit welchem Jeder, immer wieder auf's Neue, das Geſpräch auf den „lan-

gen Ben" zurückführte, konnte man leicht errathen, wie ſehr ihm Alle zugethan waren. Bei einer genaueren Beobachtung konnte es aber auch nicht entgehen, daß Niemand ſich mehr, als gerade die ſchöne Mary um den Erwarteten kümmerte.

„Wenn der lange Ben, wie er verſprach, vorgeſtern den Winebago-See verlaſſen hätte", wendete ſich Warner zu ſeiner Gattin, „ſo würde er ſchon heute Mittag hier eingetroffen ſein."

„Er iſt vielleicht wider ſeinen Wunſch und Willen zurückgehalten worden", antwortete die Hausfrau, „und da er, gemäß ſeines Contractes, innerhalb fünf Tagen im Fort Mackinaw ſein muß, ſo können wir mit Gewißheit darauf rechnen, ihn noch vor morgen Abend bei uns zu ſehen."

„Ben hat verſprochen zu kommen und wird daher vor Mitternacht hier ſein", unterbrach Mary die Unterhaltung ihrer Eltern; „in den geringfügigſten Sachen iſt er ja gewohnt ſein Wort zu halten. Ich wünſche nur, daß wir ebenſo beruhigt hinſichtlich ſeiner Wanderung über den See ſein könnten."

„Warum ſollten wir Beſorgniſſe um ſeine glückliche Heimkehr hegen?" fragte der Farmer. „Das Eis iſt ja noch ebenſo ſtark wie im December, und dem Brechen desſelben können wir wohl kaum vor Ablauf des kommenden Monats entgegenſehen."

„Aber die Schneeſtürme?“ fuhr das Mädchen fort.

„Ein tüchtiger Schneeſturm dient nur dazu, den langen Ben zu erfriſchen“, tröſtete der Vater, „und ein Verirren iſt ſo lange nicht zu befürchten, als ſich der Schippewä bei ihm befindet. Der iſt ebenſo ſicher und vielleicht noch ſicherer als der Compaß, welchen Ben im vorigen Winter vom Commandanten von Mackinaw zum Geſchenk erhielt. Wird Eichenlaub ihren Gatten auch diesmal begleiten?“ fragte er dann.

„Nein“, antwortete die Farmerfrau, „ſie hat mir verſprochen, mit ihrem Knaben bei uns zu bleiben und auf die Rückkehr der beiden Männer zu warten. — Ein treues Weib, dieſe indianiſche Squaw; es koſtete mir viele Mühe, ſie zu dieſem Entſchluß zu bewegen; ſie geſtand mir, daß ſie einen böſen Traum gehabt und daß ſie für das Leben ihres Mannes fürchte.“

„Träume ſind Narrheiten“, ſagte Warner, der die ängſtlichen Blicke ſeiner Tochter bemerkt hatte. „Wenn ich nach jedem böſen Traum in meinem Leben Unglück gehabt hätte, ſo wäre ich keine zehn Jahre alt geworden.“

„Ganz recht,“ erwiderte die Frau, „auch ich halte Träume nur für wirre Bilder einer reizbaren Phantaſie, und erwähne das hier blos, um unſere Kinder

auf die Spukgeſchichten der ehrlichen Eichenlaub vorzubereiten."

„Ich bin dem indianiſchen Aberglauben nicht zugänglich", ſagte Mary, wobei ſie ſinnend in's Feuer ſchaute. „Ich denke nur daran, daß dieſes Ben's letzte Reiſe ſein ſoll, und daß ich gehört habe, wie viele Seeleute, welche ihre letzte Reiſe zu machen beabſichtigten, nicht wieder heimkehrten, und da Ben doch gewiſſermaßen ſeine letzte Seereiſe unternimmt, ſo —"

„So glaubſt Du, daß das drei Fuß dicke Eis nicht mehr ſtark genug iſt, den langen Ben zu tragen?" unterbrach der Vater das Mädchen. „Geht doch; Ihr Alle ſeid mehr oder weniger von der träumeriſchen Indianerin angeſteckt worden. Uebrigens habe ich noch nie gehört", fuhr er lachend fort, „daß ein Schiffscapitain auf einer andern, als ſeiner letzten Reiſe zu Grunde gegangen wäre; dann kenne ich auch wieder Seeleute, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch alljährlich zwei oder mehrere Reiſen unternahmen und jede einzelne derſelben, beim Antritt, ihre letzte nannten. — Wenn die gewiſſenloſen Advocaten in Ohio uns nicht um unſer Hab und Gut gebracht hätten, ſo würde Ben überhaupt nicht nöthig gehabt haben, auf ſolch abenteuerliche Weiſe ſein Brod zu verdienen; ich würde dann ſchon längſt gethan haben, was ſein reicher Vater zu thun

verſchmäht: ich würde eine Farm gekauft und Euch in Abweſenheit eines Richters ſogar ſelbſt copulirt haben. So aber iſt Ben darauf angewieſen, ſich aus eigenen Kräften einen Herd zu gründen, und gewiß iſt es lobenswerth, daß er mit Luſt und Ausdauer zu Werke geht. Ja über dieſe Advocaten —"

„Laß die Advocaten", fiel die alte Großmutter mit zitternder Stimme ein; „danke dem Herrn für das, was er Dir verliehen, und ſei zufrieden, anſtatt durch trübe Rückerinnerungen Dich und die Deinigen unglücklich zu machen. Ich habe viel in meinem Leben verloren, mehr denn Ihr Alle, habe aber darum nicht verlernt, mich ergebungsvoll vor einem höhern Willen zu beugen."

Die ernſte Rede der ehrwürdigen Frau hatte ein allgemeines Schweigen veranlaßt, und Jeder ſchien wie in Gedanken verſunken; ſelbſt das indianiſche Kind ſchaute regungslos mit ſeinen großen ſchwarzen Augen auf die Greiſin, als hätte es die Worte derſelben verſtanden. Plötzlich erhoben die Hunde, welche bis dahin in träger Ruhe ihre Naſen dem Feuer entgegengereckt hatten, ihre Köpfe, ſtießen ein leiſes Knurren aus und ſprangen dann der Thür zu, wo ſie luſtig bellend und mit den zottigen Schweifen wedelnd gleichſam das Oeffnen verlangten.

„Das iſt Ben!" rief das Mädchen aus, indem es

die Pfanne vom Feuer entfernte und ſeinem Vater nacheilte, der die Thür ſchon geöffnet hatte. „Das iſt Ben!“ jubelten auch die Knaben, als ſie ihre Schweſter mit zwei Sätzen einholten und in's Freie ſtürzten.

Von der Thür aus blickten Alle nach der Richtung hin, in welcher die Hunde verſchwunden waren, und bald vernahmen ſie Stimmen, welche die erfreuten Thiere laut bewillkommten. Das Knirſchen des Schnees unter menſchlichen Tritten und Pferdehufen wurde deutlich, und aus dem Schatten des Waldes trat eine Gruppe dunkler Geſtalten auf die Lichtung und eilte, umſchwärmt von den bellenden Hunden, in nächſter Richtung dem Hauſe zu.

„Guten Abend, Warner! Guten Abend, Mary! Ihr habt uns wohl nicht mehr ſo ſpät erwartet?“ rief eine jugendlich kräftige Männerſtimme.

„Ihr ſeid zu jeder Stunde willkommen“, antwortete Warner; „aber Ihr bringt kaltes Wetter mit!“

„Gott ſei Dank, kalt genug, um die Eisrinde auf dem Michigan noch einige Wochen feſtzuhalten“, erwiderte Ben, ein bepacktes Pferd in den Hof treibend und die Pforte wieder ſorgfältig ſchließend, nachdem ſeine Gefährten ebenfalls eingetreten waren. „Halloh! Jungen, wo ſeid Ihr? Hier nehmt die Büchſen; aber ſtellt ſie nicht zu warm, damit ſie nicht beſchla-

gen, und dann kommt und ſorgt für Cricket; der arme Gaul hat ſeit dem frühen Morgen keinen Biſſen über die Zunge gebracht!"

Nach dieſen Worten trat Ben zu Warner und Mary, begrüßte Beide nochmals herzlich und begab ſich dann zurück zu dem Pferde. Mit Hülfe des Schippewäs nahm er einige Decken und zwei Säcke von dem Sattel, und das Thier alsdann den Knaben überlaſſend, folgte er mit ſeiner indianiſchen Begleitung dem Farmer in das Innere der Hütte nach, wo ihm von Mary's Muter und der alten Großmutter ein nicht weniger herzlicher Empfang zu Theil wurde.

Als das volle Licht des Kaminfeuers auf den Poſtläufer fiel, zeigte ſich eine jener kraftvollen, hoch aufgeſchoſſenen Geſtalten, an welchen der Staat Kentucky vorzugsweiſe reich ſein ſoll, die ſich aber überall da wiederholen, wo eine geſunde Lebensweiſe, vor Allem aber eine verſtändige Erziehung im zarten Jugendalter, den phyſiſchen Theil des Menſchen ſich ſchöner und beſſer entwickeln laſſen. Seiner Höhe hatte Ben den Beinamen des „Langen" zu verdanken, und er ertrug denſelben gern, weil er ihm urſprünglich von ſeinen beſten Freunden beigelegt worden war. In ſeinen, für einen Amerikaner, etwas breiten, aber doch wohlgebildeten Zügen ſpiegelten ſich Offenheit und Ehrlichkeit, und ſowohl in den von

ſtarken Brauen beſchatteten Augen, als auch in ſeinen Bewegungen verriethen ſich jene Sicherheit und Entſchloſſenheit, welche man bei einem vierundzwanzigjährigen Manne mehr als die natürliche Folge eines ungebundenen Lebens in der Wildniß, als ſeines Alters bezeichnen kann.

Ben's Anzug beſtand aus einem Gemiſch von europäiſchen und indianiſchen Kleidern, das heißt, er hatte von Allem gerade das gewählt, was ihm am Dauerhafteſten und am Geeignetſten für ſeine Zwecke erſchien. Ein zierlich befranstes ledernes Jagdhemde umgab loſe den kräftigen Oberkörper und ließ, vorn offen ſtehend, die ſo beliebte rothe Flanellwäſche durchblicken; wildlederne Gamaſchen reichten bis über ſeine Kniee hinauf, wogegen ſeine Füße in ſtarken, waſſerdichten Schuhen ſteckten. Ueber der Schulter hing an breitem Bande die indianiſch geſchmückte Kugeltaſche nebſt Pulverhorn, und in dem buntfarbigen Gürtel ſteckte das gebräuchliche breitklingige Bowiemeſſer und ein Paar weitgeſchweifte Schneeſchuhe. Als Kopfbedeckung führte Ben einen zum Theil ausgeſtopften Fuchsbalg mit aufrecht ſtehenden Ohren, fletſchenden Zähnen und künſtlich hergeſtellten Augen, und derſelbe bildete eine eigenthümliche Schattirung zu den hellblonden Haaren, dem röthlichen Bart und dem von der Winterluft hochroth gefärbten Geſicht. Bei

seinem Eintritt hatte er indessen den phantastischen Kopfputz bei Seite gelegt.

Gume, der Gefährte Ben's, war ein schlanker Indianer, welchen man, wenn er nachlässig dastand, ebenso leicht für ungelenkig und steif, als für gewandt und schnell halten konnte. In seinem mit rother Oelfarbe bemalten Gesicht vermochte man ebenso wenig das Alter zu entziffern, und es ließ sich nur mit Bestimmtheit annehmen, daß er das fünfundzwanzigste Jahr schon erreicht, das vierzigste aber noch nicht überschritten habe. Ueber den stark vorstehenden Backenknochen lagen, halb verborgen hinter schläfrig niederhängenden Lidern, zwei schwarze Augen, die, fast beständig niederwärts schauend, Nichts von der Geistesthätigkeit und der Beobachtungsgabe verriethen, welche hinter denselben ruhten.

Bekleidet war der Schippewä ähnlich seinem weißen Gefährten, nur daß statt der schweren Schuhe, leichte elklederne Mokasins seine Füße schützten, und daß die eigenen langen Haare, in welchen ein Busch Eulenfedern steckte, die einzige Kopfbedeckung bildeten.

Des Indianers Gattin, ein sanftes Geschöpf, folgte ihrem gestrengen Herrn fast wie ein Schatten, und bewies ebensowohl durch den ergebungsvollen Ausdruck in ihren braunen Zügen, als auch durch ihre Haltung, daß sie nicht unzufrieden mit der Stellung

ſei, welche ſie zur Sclavin ihres Gatten machte. Sie hatte ſich in eine weite blaue Decke gehüllt, unter welcher ein rother faltenloſer Rock und gleichfarbige Gamaſchen hervorſahen.

Gleich nachdem ſie den Anweſenden der Reihe nach mit ſtummem Gruß die Hand gereicht hatte, nahm ſie ihren kleinen Sohn von Mrs. Warner und kauerte ſich mit demſelben in der Nähe des Feuers hin, wo ſie lautlos, ja faſt regungslos verharrte.

Der Kreis um das Kamin war bald wiederhergeſtellt, und während Mary ihre Aufmerkſamkeit abwechſelnd der Zubereitung der Mahlzeit und ihrem geliebten treuen Ben zuwendete, vertieften ſich die Männer in ein Geſpräch, welches faſt ausſchließlich die Pläne und die nächſte Zukunft des jungen Reiſenden betraf.

II.

Benjamin White war der einzige Sohn eines wohlhabenden Farmers, der, nachdem er ſein Beſitzthum im Staate Penſylvanien vortheilhaft verkauft, eine neue Anſiedelung an den Ufern des Winebago-See gegründet hatte. Mehrere Jahre ſpäter traf auch Warner in jener Gegend ein, um ſich mit dem kleinen

Reſt ſeines Vermögens, welchen er aus einem Prozeß um den Beſitztitel ſeines Bodens gerettet, am Rande der Wildniß eine neue Heimath zu ſchaffen. Er hatte nicht hinlänglich Mittel, nach dem Ankauf einer kleinen Landſtrecke und des nothwendigſten Viehs, auch noch Arbeiter zur Errichtung eines Hauſes annehmen zu können, und nur auf ſich und ſeine Familie angewieſen, ſuchte er Hülfe bei den weit abwärts lebenden Nachbarn.

Bereitwillig wie immer, wenn es galt, einem neuen Ankömmling ein Obdach zu verſchaffen, ſtellte ſich denn auch zur beſtimmten Zeit eine Anzahl junger Männer ein, und deren vereinten Anſtrengungen verdankte es Warner, daß er ſchon nach wenigen Tagen mit ſeiner Familie das nothdürftige Zelt mit einer verhältnißmäßig bequemen Blockhütte vertauſchen konnte.

Ben befand ſich damals mit unter Denen, welche für Warner luſtig die Axt ſchwangen, und von jener Zeit ſtammte die Bekanntſchaft her, welche in ein enges verwandtſchaftliches Verhältniß zu endigen verſprach. Mehrere Jahre waren vergangen; Ben, der Jagd leidenſchaftlich ergeben, fand oft genug einen Vorwand, ſich auf Wochen aus dem väterlichen Hauſe zu entfernen, und begab ſich dann gewöhnlich zu Warner, den er fleißig in ſeinen Feldarbeiten unterſtützte oder zum Fiſchfang und auf der Jagd begleitete.

Sein Lohn war dann immer der herzliche Dank und die freundliche Begegnung der ganzen Familie, und unbeschreiblich glücklich machte es ihn, wenn er in den Blicken der anmuthigen Mary, die zu harmlos, zu unschuldig war, als daß sie ihre Gefühle hätte verbergen können, eine wachsende zärtliche Hinneigung zu ihm entdeckte.

Wie es unter solchen Umständen vorauszusehen war, ließen die gegenseitigen Erklärungen nicht lange auf sich warten. Mit lautem Schall fiel Warner's schwielige Hand in Ben's Rechte, als er in ihm den zukünftigen Schwiegersohn begrüßte; Thränen der Freude rannen über die noch immer frischen Wangen der rüstigen Hausfrau, als sie die frohe Kunde vernahm; die alte Großmutter aber legte ihre Hand segnend auf des jungen Mannes Haupt und rief mit bewegter Stimme: „Sei mir willkommen, Ben, als der Beschützer und Gatte meines Lieblings; mögen Eure Wünsche in Erfüllung gehen, noch ehe ich mich in's Grab lege."

Anders dachte aber Ben's Vater; die Tochter eines wenig begüterten Mannes war ihm nicht gut genug für seinen Sohn. Nicht ohne Verdruß gewahrte er, daß er seine Gewalt über den jungen Mann verloren hatte, dieser aber mit der ganzen stürmischen Zuneigung eines unverdorbenen Gemüthes an dem

jungen Mädchen hing und nicht geſonnen ſchien, ſeinen feſten Willen von irgend Jemandem in der Welt beugen zu laſſen. Sogar die Drohung, ihn enterben zu wollen, hatte nur den Erfolg, daß Ben mit verdoppeltem Eifer darnach trachtete, durch eigene Kraft baldmöglichſt in die Lage zu kommen, ſeine Verbindung mit der Tochter des Farmers zu ſchließen. Mit einem ſolchen Ziel vor Augen, brachte er daher einen Theil des Jahres mit Feldarbeiten hin, welche ihm einigen Gewinn ſicherten; um aber die zum Ankauf von Land nöthige Summe zu erübrigen, verpflichtete er ſich contractlich zur Beförderung von Briefen und leichten Poſtſachen zwiſchen den Militairſtationen am obern Miſſiſſippi und dem auf der Inſel Mackinaw gelegenen Fort gleichen Namens.

Wenn dann der Winter ſich eingeſtellt hatte und die auf den großen Seen vermittelnden Dampfböte eingefroren im ſichern Hafen lagen, dann begab ſich Ben mit ſeinem indianiſchen Gefährten auf die Reiſe. Zwei leichte Schlitten, jeder gezogen von mehreren Hunden, enthielten die Poſtſachen, Decken und Lebensbedürfniſſe der beiden Wanderer, und auf ſolche Weiſe ausgerüſtet, richteten ſie ihre Schritte zunächſt dem Michigan zu, wo ihnen auf der glatten beſchneiten Fläche ein überaus bequemer Weg offen ſtand. Gewöhnlich hielten ſie ſich in geringer Entfernung

vom Lande, um die Nächte in der Schutz gewährenden Waldung oder bei einem einſamen Farmer zubringen zu können. Nur auf der Strecke zwiſchen der Potowatome-Inſel und Fort Mackinaw, wo der Weg an der Green-Bay vorüberführte, verloren ſie auf einige Zeit das Land aus den Augen, bis ſie ſich wieder einer Reihe von Inſeln näherten, die in kurzen Zwiſchenräumen bis in die Straße von Mackinaw vor ihnen auftauchten.

Es war dieſes der zweite Winter, in welchem Ben die Beförderung der Poſtſachen übernommen hatte. Vom Glück begünſtigt, war er ſtets zur beſtimmten Zeit auf den verſchiedenen Stationen eingetroffen. Mit dem Brechen des Eiſes und dem Beginn der Communication mittelſt Dampfböten beabſichtigte er indeſſen das mühevolle Leben eines Poſtläufers aufzugeben und zur Gründung ſeines eigenen kleinen Hausſtandes zu ſchreiten.

Als Ben auf Warner's Farm eintraf, kam er aus dem Innern des Landes vom Winebago-See. Er hatte dieſen Umweg genommen, um früher an den Michigan zu gelangen und daſelbſt das Packpferd mit den Hundeſchlitten zu vertauſchen, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß die anmuthige Mary ihn am meiſten dazu veranlaßte, gerade dieſen Punkt zu ſeiner Station zu wählen.

„Es ſteht alſo unbedingt feſt, daß Ihr morgen früh aufbrecht?“ fragte Warner ſeinen Gaſt, der ebenfalls den ledernen Rock abgeworfen und in ſcharlachfarbigen Hemdärmeln vor dem Feuer ſaß.

„Gewiß!“ antwortete Ben, „und was noch mehr iſt, wir müſſen vor Anbruch des Tages ſchon einige Meilen zurückgelegt haben. Fragt nur den Schippewä, ob wir keine Eile haben.“

„Viel Wind kommt mit dem Neumond,“ ſagte der Indianer in einem Engliſch, welches auf ſeinen vielfachen Verkehr mit den Weißen deutete; „viel Wind bringt Schneeſturm und bricht das Eis.“

„Ihr hört es,“ fuhr Ben fort, „Gume prophezeit böſes Wetter und gewöhnlich täuſcht er ſich nicht. Er glaubt aber, daß wir bei verſtändiger Eile hinreichend Zeit haben, die Inſel zu erreichen, trotzdem ſeine Frau, die einen böſen Traum gehabt, das Gegentheil behauptet.“

„Habt Ihr viel Gepäck?“ fragte Warner weiter.

„Die Laſt iſt dieſes Mal nicht ſehr groß, ſie iſt ſogar viel leichter, als ich erwartete. Es ſind mir nur zwei Packete mit Briefen und Depeſchen übergeben worden, doch müſſen ſie Sachen von größter Wichtigkeit enthalten, denn der Commandant vom Fort Winebago bemerkte ausdrücklich, daß er um die rechtzeitige Beförderung derſelben ſehr beſorgt ſei.“

„Dann dürft Ihr freilich nicht ſäumen," ſagte der Farmer; „doch wann können wir Euch zurückerwarten?"

„Schon im März; ſollte das Eis aber innerhalb vierzehn Tage noch nicht brechen, ſo werden wir bereits vor Ablauf dieſer Zeit wieder hier ſein. Im andern Falle kann ſich unſere Rückkehr noch vier bis fünf Wochen verzögern, je nachdem wir genöthigt ſind, den weiten Umweg auf dem Feſtlande zu nehmen, oder eine Dampfboot-Gelegenheit finden. Doch wie ſteht es mit den Hunden, Vater Warner? luſtig genug ſind ſie, wie ich ſchon bemerkt habe."

„An Kräften fehlt es ihnen ebenfalls nicht," antwortete der Farmer, „wenn überhaupt zweimal des Tages warmes Futter im Stande iſt, einem Thiere Kräfte zu geben. Daß aber das Futter nicht blos aus Waſſer und Maismehl beſtand, wird Mary Euch am Beſten ſagen können, weil ſie allein die Pflege unſerer Schutzbefohlenen übernommen hatte. Die Schlitten habe ich geprüft und die zuſammengefügten Stellen mit roher Hirſchhaut umwunden, ſo daß ſie jetzt feſt genug ſind, eine Reiſe nach dem Nordpol aushalten zu können. Auch für friſches Fleiſch habe ich geſorgt, und ein paar Hirſchkeulen ſtehen zu Eurer Verfügung."

„Ihr kennt Gume ſchlecht, Vater Warner, wenn

Ihr glaubt, daß wir ohne Lebensmittel hier ankommen würden! Heute früh, als ich bei Tagesanbruch zusammen mit Eichenlaub und dem Pferde unser Nachtquartier verließ, befand sich der Schippewä schon seit zwei Stunden unterwegs. Als wir ihn dann einholten, trafen wir ihn am Wege sitzend; ein Feuer brannte vor ihm und auf demselben rösteten einige so saftige Fleischschnitten, wie nur je unter der Haut eines Stück Wildes hervorgeholt wurden; ein stattlicher Bock lag nicht weit davon, und zwar schon zerlegt, so daß uns Nichts weiter zu thun blieb, als an dem Mahle Theil zu nehmen und demnächst das Fleisch stückweise an dem Sattel zu befestigen; ja, ja, mein Freund Gume ist ein großer Jäger."

„Schon oft hat er uns das bewiesen," fiel die Farmerfrau mit einem freundlichen Blick auf den scheinbar theilnahmlosen Indianer ein, „deshalb soll auch sein Weib nicht mit ihm ziehen, und hier vor dem Feuer sitzen und ihren Knaben pflegen, damit er ebenfalls ein großer Jäger werde."

„Eichenlaub wird nicht mit ihrem Herrn ziehen, weil er es so will," klagte die junge Indianerin; „sie wird aber auch nicht vor dem Feuer sitzen und mit ihrem Knaben spielen! Sie wird auf dem Ufer des Michigan weilen und ihre Blicke auf die Spuren gegen

Mitternacht rtchten und der Heimkehr des Vaters ihres Knaben harren."

„Eichenlaub wird thun, was ihr die weiße Mutter geheißen," wendete ſich der Schippewä zu ſeiner Gattin. „Der Winter hat das Laub der Bäume getödtet und wirbelt es ſpielend über den Schnee; das grüne Eichenlaub ſoll aber nicht im Schnee verdorren und deshalb mit ihrem Knaben vor dem wärmenden Feuer bleiben."

Auf dieſen Befehl ihres Gatten hatte die Indianerin keine Antwort; ergeben wie immer hüllte ſie ſich dichter in ihre Decke und blieb für den Reſt des Abends ſtumm.

Die weichherzige Mary aber wendete ſich tröſtend zu der durch einen Traum geängſtigten Frau. „Sei ruhig, Eichenlaub," ſagte ſie, „ich werde Dir Geſellſchaft leiſten, abwechſelnd, vor dem Feuer und draußen im Schnee, denn auch ich," fügte ſie ſcherzend hinzu, „harre ja auf einen Gebieter."

Als Ben dieſe Worte vernahm, richtete er einen Blick der innigſten Liebe auf das junge Mädchen; er ſprach nicht, aber treuherzig gab er ihr die Hand, und in dem gegenſeitigen Druck lag ja Alles, was Beide dachten und fühlten; ſie waren ja zu einfach und zu redlich, um es noch zu verſuchen, durch prahlende Phraſen und Verſicherungen ſich feſter an einander zu ketten.

„Wie ſieht es drüben am Winebago aus?“ fragte Warner, der augenſcheinlich in Gedanken dem Ideengang der beiden jungen Leute gefolgt war.

„Alles noch beim Alten,“ antwortete Ben, „der Vater iſt hartherzig wie immer. Was ſchadet es aber,“ fuhr er fort, als er Mary's tiefen Seufzer vernahm; „was ſchadet es? Wenn die Bäume wieder grünen, dann kaufe ich mir achtzig Morgen Land, zwei Kühe und zwei Pferde, baue mir ein ähnliches Haus wie dieſes, und dann will ich ſehen, wer oder was uns noch länger von einander getrennt halten ſoll.“

Das junge Mädchen lächelte dem langen Ben freundlich zu und ſtand dann auf, um die dampfenden Speiſen auf den ſchweren Tiſch zu ordnen.

Wohl ſelten waren genügſamere und zufriedenere Menſchen vereinigt, als an jenem Abend in Warner's Blockhütte. Es iſt wahr, der Eine und der Andere hatte ſeine kleinen Sorgen und Befürchtungen, doch die Hoffnung auf eine goldene Zukunft behielt die Oberhand; harmloſe Scherze würzten das einfache Mahl, und in denſelben verrieth ſich die ganze Unverdorbenheit und Sittenreinheit, welche im Allgemeinen lieber in ärmlichen Hütten, als in Paläſten und im glänzenden Ueberfluß wohnt. Es war ein Bild, von welchem alle Diejenigen hätten lernen können, welche

ſich vermöge eingebildeter Vorzüge berechtigt, ja berufen halten mit Geringſchätzung auf Die niederſchauen zu dürfen, welche im Schweiße ihres Angeſichts ihr redlich erworbenes Brod eſſen. —

Die Zeit der Nachtruhe rückte endlich heran, doch nicht eher breiteten die beiden Wanderer ihre Decken auf dem erwärmten Fußboden vor dem Kamin aus, als bis ſie ihre beiden Schlitten beladen, die Hunde mit einigen Stücken blutigen Fleiſches gefüttert und ſich überhaupt vollſtändig reiſefertig gemacht hatten. Als daher der Hahn zum zweiten Male krähte, ſtanden die Schlitten außerhalb der Hofeinfriedigung; vier Hunde, in leichte Geſchirre geſpannt, bellten ungeduldig vor denſelben, die Bewohner des Hauſes aber waren vor dem Kaminfeuer verſammelt, wo Ben und Gume, zum Aufbruch gerüſtet, noch den heißen Morgentrunk nahmen.

„Auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte Ben, als er Allen die Hand zum Abſchied reichte; „auf Wiederſehen!“ ſagte auch der Indianer, und bald darauf befanden ſich die Reiſenden außerhalb der Baumgruppe, deren dick bereifte Zweige das Gehöft faſt verbargen. Die Sterne flimmerten mit erbleichendem Licht, der Schnee knirſchte und pfiff unter den Schlittenbalken und den Füßen, und die Hunde ſprangen laut lärmend mit ihrer Laſt dahin, als ob ſie dieſelbe nicht

gefühlt hätten. Gehalten von den beiden Jägern, gelangten die Schlitten ohne Unfall auf dem gewundenen Pfade an dem Abhange hinunter, und als Ben dann vom Rande des Sees aus rückwärts ſchaute, erblickte er auf der hohen Uferwand zwei dunkle Geſtalten. Er täuſchte ſich nicht, es waren Mary und Eichenlaub, die ihnen nachſchauten; und wenn je heiße Segenswünſche die beiden Wanderer begleiteten, ſo kamen ſie aus der liebewarmen Bruſt des weißen Mädchens und der braunen Frau, die Beide, wenn auch in verſchiedener Form, doch beſeelt von denſelben Gefühlen, um die glückliche Rückkehr des Theuerſten zu Dem flehten, der ebenſo wenig einen Unterſchied in der Form eines frommen Gebetes kennt, als in der Farbe der Haut, welche ein reines Gemüth deckt.

Schon oft hatte Mary an jener Stelle geſtanden und dem ſcheidenden Geliebten mit freudiger Hoffnung nachgeſchaut; dieſes Mal aber war ihr Herz ſchwer, wie von trüben Ahnungen erfüllt. Der Traum der Indianerin, deſſen Inhalt ſie gar nicht einmal kannte, beſchäftigte unwillkürlich ihre Gedanken, und wenn auch nicht zum Aberglauben hinneigend, ſo beſaß ſie doch nicht Kraft genug, um die thörichte Furcht gänzlich von ſich zu weiſen, welche ſie beim Anblick der traurigen Eichenlaub ergriff.

Ben rief den Frauen noch einen letzten Gruß zu,

und folgte dann dem Schippewä, der, ohne ein einziges Mal zurück zu ſchauen, eilig vor den Hunden dahinſchritt.

Als die Sonne ihre erſten Strahlen glitzernd über das weite Schneefeld ſandte, bogen die beiden Jäger um die nördliche Spitze der Bucht. —

Der See bildete keineswegs eine Fläche, die einem ruhigen Waſſerſpiegel zu vergleichen geweſen wäre; denn mehrere Male ſchon war das Eis durch Stürme aufgeriſſen worden und hatte der heftige Froſt die in ihrer Lage geſtörten Schollen wieder feſt mit einander verbunden. Die Reiſenden hielten ſich in Folge deſſen in gewiſſer Entfernung vom Strande, wo ſie weniger von Unebenheiten, als von Schneeanhäufungen gehindert wurden. Letztere überwanden ſie leichter und bedienten ſie ſich dabei der Schneeſchuhe; denn wenn auch die Eiskruſte nicht unter den Hunden und den Schlitten brach, ſo war ſie doch nicht ſtark genug, einen Mann mit ungeſchützten Füßen zu tragen. Trotz der mancherlei Zögerungen, die nicht zu vermeiden waren, kamen ſie doch ſchnell vorwärts, und ſchon am Abend des zweiten Tages nach ihrer Abreiſe lagerten ſie am Rande der Green-Bay, Angeſichts der Potowatomie-Inſel.

Klares ſtilles Wetter hatte ſie bis dahin begünſtigt; ſelbſt am Morgen des dritten Tages war noch

kein Grund vorhanden, den Erfolg ihrer Reiſe zweifelhaft erſcheinen zu laſſen, und ſich mehr öſtlich wendend, verloren ſie das Land bald aus den Augen. Gegen Mittag wurde die Temperatur milder und der wolkenloſe Himmel begann ſich mit einem leichten Nebel zu überziehen. Die Wanderer verſtummten, beſchleunigten ihre Schritte und zwangen auch die Hunde, welche gewohnt waren, in Gume's Spuren zu folgen, zu größerer Eile. Beiden war es nicht fremd, daß ein Schneeſturm im Anzuge ſei, doch vermieden ſie es, ſich darüber auszuſprechen, und erſt als ein bleicher Schimmer nur noch die Stelle bezeichnete, wo hinter dem einfarbigen, zu Wolken verdichteten Nebelſchleier die Sonne verborgen war, ſtreckte Gume ſeinem Gefährten den Arm entgegen, auf welchem ſich ein zartes Schneeflöckchen niedergelaſſen hatte.

„Viel Schnee!“ ſagte der Schippewä, gegen Weſten weiſend.

Ben nickte, zog ſeinen Compaß hervor, wendete ſich nach ihren auf dem Schnee zurückgelaſſenen Spuren um und ſuchte ſich über die Lage der Biberinſel Gewißheit zu verſchaffen, welchen Punkt ſie zu berühren beabſichtigten.

„Werden wir die Biberinſel noch früh genug erreichen?“ fragte er dann ſeinen Begleiter.

„Biberinſel zu weit,“ antwortete dieſer, „Biber-

inſel zu weit und auf der Reiſe dahin zu viel Wind auf der Seite; die Hunde ſind müde, der Wind muß ihnen ſchieben helfen, ſchieben nach der Fuchsinſel, die Fuchsinſel halb ſo weit."

Ben ſah das Richtige dieſes Vorſchlages vollkommen ein, und obſchon die Fuchsinſel faſt eine Tagereiſe weit aus ihrem Wege lag, ſo zögerte er doch, Angeſichts der drohenden Gefahr, keinen Augenblick, ſeine Richtung von Nordoſten gegen Oſten zu verändern. Einestheils blieb dann der Weſtwind ihr Wegweiſer, anderntheils konnten ſie aber auch hoffen, mit Hülfe des nachſchiebenden Sturms, noch vor Einbruch der Nacht die bezeichnete Inſel zu erreichen, deren hohe Tannenwaldung ſie bei klarem Wetter gewiß ſchon hätten ſehen können.

Sie raſteten einige Minuten, und nachdem ſie den Hunden etwas Fleiſch verabreicht, gab Ben dem Schippewä noch einmal mittelſt des Compaſſes die Richtung an, in welcher, nach ſeiner Anſicht, die Fuchsinſel liegen mußte, und weiter ging es dann mit aller Eile, deren ſie und die Hunde nur fähig waren.

Der Indianer ſchritt vorauf, ihm nach folgten hinter einander die Schlitten, und in einiger Entfernung ſchloß Ben den Zug, um die Richtung nach der Magnetnadel feſthalten zu können. Doch eine Biene hätte ihren Flug nicht gerader nehmen können, als

der Schippewä über die Schneefläche dahinglitt, und in den eigenthümlichen indianiſchen Halbtrab verfallend, erſchwerte er es ſeinem Gefährten ſo wie den Hunden, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Nur ſpärlich ſanken anfangs die Flocken nieder, doch kleine Bruchſtücke der Eiskruſte, die ſich unter den Füßen und den Schlittenbalken löſten, eilten mit raſſelndem Getöſe den Wanderern voraus und verriethen dadurch die wachſende Gewalt des Sturmes. Auch der Schneefall nahm allmälig zu, und nach Verlauf einer Stunde wälzten ſich die Flocken in dichten Wolken an der kleinen Caravane vorbei, die mit ungeſchwächter Haſt die eingeſchlagene Richtung verfolgte und, nach des Indianers Ausſpruch, den treibenden Schnee als Wegweiſer benutzte.

Die verdichtete Atmoſphäre ließ die Dämmerung früher als gewöhnlich eintreten, und immer drohender, immer gewaltiger heulte der Sturm über den gefeſſelten See dahin. Plötzlich ertönte in der Ferne ein heftiger Donnerſchlag, dem in der nächſten Secunde ein zweiter und dritter nachfolgten. Der Schippewä hielt an und lauſchte; ein neuer Donner rollte über die Eisfläche.

„Eichenlaub's Traum!“ rief der Indianer aus, ſprang leicht wie ein Hirſch eine kurze Strecke zurück, ſcharrte daſelbſt den Schnee von dem Eiſe, warf ſich

nieder und das Ohr dicht auf den Boden drückend, verharrte er wohl eine Minute regungslos. „Noch mögen wir gerettet sein," sagte er, als er wieder zu seinem Gefährten hintrat; „das Eis muß in der Green-Bay gebrochen sein; haben wir uns in der Richtung nicht getäuscht, so können wir die Fuchsinsel erreichen, noch ehe der geöffnete See die Schollen nach dem Ufer hinaufdrängt, aber Eile!"

„Ja, Eile!" wiederholte Ben, als er die Hunde antrieb, „in einer Stunde können wir dort sein, aber Eile! Eile!"

Es begann jetzt ein Lauf um's Leben; die Hunde, als ob sie die Nähe der furchtbaren Gefahr erkannt hätten, legten sich fest in die Geschirre. Um beiden Schlitten aber den Druck des Windes zu Gute kommen zu lassen, nahm Ben sowohl als Gume einen Leithund an die Leine, und dahin ging es durch die Nacht mit dem Sturm und dem treibenden Schnee um die Wette.

Immer näher rückten den Flüchtlingen die unheimlichen Schläge, ja, sie konnten es fast berechnen, wann sie von dem Verderben eingeholt werden würden, und das Herz sank in Ben's Brust, wenn er daran dachte, daß sie die Insel verfehlen könnten und die verlassene Mary dann vergeblich auf seine Heimkehr warten würde. Eine Stunde war schon verstrichen, der

falſche Boden unter ihnen bebte, aber kein rettender Schatten, der die bewaldete Inſel verrathen hätte, zeigte ſich in der vom Monde ſpärlich erhellten Atmoſphäre. Befanden ſie ſich ſchon öſtlich von der Inſel? Oder gar dicht neben derſelben? Wer konnte es wiſſen? Nur mit dem Winde vermochten ſie auf einige Entfernung zu unterſcheiden, denn wenn ſie rückwärts oder zur Seite ſchauten, trübte der Schnee ihre Augen, und was über fünf Schritte von ihnen entfernt war, fiel mit der grauen Dunkelheit in eine eintönige Maſſe zuſammen.

Ein durchdringender Knall ſauſte jetzt dicht an ihnen vorbei, der Boden hob ſich, die Jäger ſtürzten nieder, doch ebenſo ſchnell hatten ſie ſich erhoben und eilten von Neuem in der alten Richtung dahin. Ben, der den Schlitten mit den Poſtſachen führte, war durch den Fall dem Indianer einige Schritte vorausgelangt und Beide ermunterten durch lauten Zuruf die keuchenden Hunde, welche die Kräfte zu verlaſſen ſchienen. Plötzlich wurden Beide durch eine Hebung des Eiſes nach vorn geſchleudert, und als ſie ſich dann wieder emporrafften, gewahrten ſie, daß des Indianers Schlitten verſchwunden war, ein Hund aber aus der verderblichen Spalte auftauchte und ſich mit den Vorderfüßen anklammernd, wieder zu den Jägern hinaufarbeiten wollte. Ben ſprang inſtinctmäßig,

trotz des gellenden Warnungsrufes des Indianers, hinzu, um wenigstens die Thiere, welche der Schlitten niederwärts zog, zu retten, doch ehe noch seine Hand sich ausstreckte, senkte sich das Eis; die Spalte schloß sich mit dumpfem Knirschen, ein erstickter Schrei des zermalmten Hundes erscholl, ein Wasserstrahl schoß über die beiden Jäger hinweg und der schwankende Boden ebnete sich wieder auf Secunden.

Gedankenschnell sprang jetzt Gume zu Ben's Hunden, mit raschen Schnitten befreite er sie von den Geschirren, und während Ben die Briefpakete hervorholte, legte er um den Hals jedes Thieres eine Leine, und seinem Gefährten eine derselben in die Hand drückend, rief er aus: „Laßt uns den Hunden folgen, es ist die letzte Möglichkeit einer Rettung!"

Doch als ob seinen Worten Hohn gesprochen werden sollte, begann es jetzt ringsum zu krachen und zu bersten; die Hunde schmiegten sich winselnd an die Füße der Männer, die sich selbst kaum aufrecht zu erhalten vermochten und, umgeben von Dunkelheit und umheult von dem verderblichen Schneesturm, nur noch die mächtigen Eisschollen unterschieden, die in geringem Umkreise emporstiegen, sich über einander schoben und wieder zusammenstürzten. — Der Boden, auf welchem sie standen, hob und senkte sich wieder;

„wir treiben!“ rief Ben, der ausgleitend hingefallen war.

„Rührt Euch nicht von der Stelle! wenn Euch Euer Leben lieb iſt!“ erwiderte der Schippewä, indem er ſich an Ben's Seite warf, „jeder Schritt kann Euch unter das Eis bringen!“

In der That begann auch die breite Scholle den regelmäßigen Bewegungen des Waſſers auf- und niederwärts zu folgen und kreiſte bald nach der einen, bald nach der andern Seite herum, je nachdem der unwiderſtehliche Andrang größerer Eismaſſen ſie lenkte. Knirſchend wurden am Rande derſelben Eisſplitter und Trümmer, einen Wall bildend, hinaufgedrängt, und wie in einer künſtlich hergeſtellten Schale trieben die beiden unglücklichen Wanderer in der troſtloſeſten Lage auf dem furchtbar empörten Elemente.

„Hier müſſen wir ausharren und untergehen,“ ſagte endlich Ben, ſich mit dem Indianer und den Hunden dicht zuſammenſchmiegend; „noch vor Tagesanbruch wird unſere Scholle vollſtändig zertrümmert ſein und nicht ſo viel feſter Boden für uns bleiben, wie nothwendig iſt, um einen Fuß darauf zu ſtellen.“

„Wer weiß!“ antwortete Gume, „ich denke, wir ſchwimmen auf geſchütztem Waſſer, denn bei einem

ſolchen Sturm müßten wir ſonſt von den Wellen heftiger umhergeſchleudert werden."

„Wir treiben vielleicht hinter einer Inſel vorbei," ſagte Ben, „und werden dann bald genug in die Brandung gerathen."

„Glaubt das nicht", fuhr der Indianer fort, „ich fühle es an der regelmäßigen Bewegung, daß wir der vollen Gewalt des Sturmes nicht mehr ausgeſetzt ſind. Befinden wir uns wirklich hinter einer Inſel, ſo liegt unſere Scholle ſo feſt eingeklemmt, daß ſie nur noch den Schwellungen des Waſſers nach oben und wieder zurück zu folgen vermag. Das Eis des ganzen Sees treibt gegen Sonnenaufgang und läßt keine Bewegung der Schollen gegen Mittag oder Mitternacht zu."

Es war, wie der Indianer geſagt hatte; ſie fühlten unter ſich das Wogen, doch belehrte ſie der Wind, der ſie beſtändig aus derſelben Richtung traf, daß ihre Scholle ſich nicht mehr drehte, und blieb ihnen alſo die ſchwache Hoffnung, daß ſie wirklich hinter einer Inſel außerhalb des Bereichs des Treibeiſes geſtrandet ſeien.

Dicht zuſammengekauert ſaßen die beiden Männer alſo da; die ſchreckliche Lage hinderte ſie, einem Gefahr bringenden Schlaf in die Arme zu ſinken, und gegen das Erſtarren der Glieder ſchützten ſie ſich

durch die Hunde, welche sie abwechselnd auf ihren Füßen und auf ihrem Oberkörper zu liegen zwangen. An ein Gespräch konnte kaum gedacht werden, denn wenn auch der betäubende Donner der berstenden Eisrinde fern im Osten verklungen war, so umgab sie doch von allen Seiten das laute Brausen und Stoßen kämpfender Eismassen, und darüber hin heulte der wüthende Schneesturm mit seiner schrecklich eintönigen Melodie. Wenn die Scholle sich hob, dann glaubten sie mit derselben umgestürzt zu werden, und wenn sie sich wieder senkte, dann war es, als ob die bodenlose Tiefe ihrer harrte. — Es war eine schreckenvolle Nacht; die Minuten schienen endlos, und nicht ohne Zagen gedachte Ben des kommenden Morgens und des trostlosen Bildes, auf welches wahrscheinlich seine Blicke treffen würden.

Der Tag brach endlich an, die Temperatur war milder geworden und deutete auf Thauwetter, doch ohne Unterlaß wälzte der Sturm noch immer Schneemassen dahin. Mit großer Mühe gelang es den beiden halberstarrten Männern, sich unter dem Schnee hervorzuarbeiten und auf der schwankenden Scholle zu erheben. Ihre ersten Blicke richteten sie gegen Westen, wo sie auf ihre Rettung hofften, und als ob neues Leben seine fast gelähmten Glieder durchströmte, so war es Ben, als er durch das Schneege-

ſtöber hindurch die unbeſtimmten Umriſſe eines dunkeln Waldes gewahrte. Auch der ſonſt ſo einſilbige Schippewä vermochte es nicht, einen Ausruf der Freude zu unterdrücken, und die Hunde von den Leinen löſend, traf er ſogleich Anſtalt, den gefährlichen Weg nach dem Lande hin auszukundſchaften.

Das ganze Gepäck der beiden Jäger beſtand nur noch aus den Briefpacketen, den Pulverhörnern, Kugeltaſchen und der Büchſe des Schippewä; alles Uebrige hatten ſie während der Nacht verloren.

Kaum waren die Hunde gelöſt, als ſie vom Inſtinct geleitet nach dem Eiswall hinaufſprangen und auf der andern Seite vorſichtig nach der angränzenden Scholle hinunterglitten. Die Jäger folgten ihrem Beiſpiel, und bald befanden ſie ſich weit von ihrem nächtlichen Lager.

Die hinter der Inſel geſtauten Eismaſſen waren noch in wogender Bewegung, doch wurde das Gehen auf denſelben dadurch weniger gefahrvoll, denn wenn die eingezwängten Schollen von den Wellen gehoben wurden und die zahlreichen Spalten auf Momente klafften, ſo ſchloſſen ſich dieſelben wieder beim Niederſinken, und konnten die drohenden Riſſe auf dieſe Weiſe um ſo leichter vermieden werden.

Nach Verlauf einer halben Stunde erreichten ſie endlich den mächtigen Eiswall, der von der Brandung

nach dem Ufer hinaufgedrängt worden war, und bald darauf befanden sie sich am Rande einer Tannenwaldung, in deren wiegenden Gipfeln der Sturm sich heulend brach.

Die beiden Jäger waren also gerettet; dieser Gedanke war ihnen genug, um sie für die Zukunft unbesorgt zu machen und sie nur nach dem suchen zu lassen, was ihnen für den Augenblick am wichtigsten und nöthigsten erschien. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß in der nächsten Umgebung kein gastliches Dach ihnen winkte, schleppten sie dürres Holz zusammen, und nach kurzer Zeit flackerten dann vor ihnen im Halbkreise eine Reihe tüchtiger Feuer, während eine Gruppe junger Tannen sie im Rücken gegen den Andrang des Windes schützte, und eine dicke Lage der immergrünen Zweige ihre Körper nicht mit dem feuchten, schneebedeckten Boden in Berührung kommen ließ.

Wohlthuende Wärme durchströmte bald ihre Glieder; die unter anderen Verhältnissen gewiß widerwärtige Lage erschien ihnen jetzt als größte Behaglichkeit, und mit den Hunden dicht zusammenrückend, verfielen sie in einen tiefen Schlaf.

III.

Auf Warner's Farm war das Aufſpringen des Sturmes mit der größten Beſorgniß beobachtet worden. Man ſuchte ſich zwar mit dem Gedanken zu beruhigen, daß Ben ein erfahrener Jäger ſei und daß der gewiß nicht minder erfahrene Schippewä ihn begleite; als man aber während der Nacht das Donnergetöſe des brechenden Eiſes vernahm, da verwandelte ſich die Beſorgniß in Entſetzen, denn nur zu wohl wußte Jeder, daß die Reiſenden das Feſtland ſchon verlaſſen, die Biberinſel aber noch nicht erreicht haben konnten.

Tief bekümmert ſchaute Warner auf die Indianerin, die, ihren Kleinen auf dem Schooße haltend, die ganze Nacht hindurch vor dem Kaminfeuer kauerte und mit ſanft gedämpfter Stimme ihre wilden Klagen ſang; tief bekümmert beobachtete er auch ſeine Gattin und deren Mutter, die im frommen Gebet Hoffnung und Troſt ſuchten; doch wenn ſeine Blicke auf ſeine Tochter fielen, die ſtumm, ein Bild des tiefſten Schmerzes, in die Flammen ſtarrte, dann war es, als ob ihm das Herz brechen wollte. Vergebens ſuchte er zu beweiſen, daß Ben das Feſtland noch nicht verlaſſen haben könne, vergebens ſuchte er auch darzulegen, daß er ſchon vor dem Beginn des Eisbruches

die Biberinsel erreicht habe und kein Grund vorhanden sei, für so erfahrene Jäger zu fürchten. Seine wohlwollenden Worte machten Eichenlaub's Klagegesang nicht verstummen, noch brachten sie eine Aenderung in den verzweiflungsvollen Zügen der armen Mary hervor; Beide glaubten ja jetzt zu fest an den Unglück verheißenden Traum.

Als der Tag graute, begab sich Warner nach dem Ufer des Sees; die Bucht lag noch immer unbeweglich da, aber am Ende derselben gewahrte er durch das Schneegestöber hindurch das blaue Wasser, welches seine Fesseln abgeworfen und weithin gegen Osten getrieben hatte. Seine letzte Hoffnung sank, als er die schäumenden Wogen unabläſſig dahineilen sah, und die Risse und Spalten bemerkte, welche sogar die glatte Oberfläche der stillen Bucht durchkreuzten; er scheute sich nach der Hütte zurückzukehren, der Anblick des herzzerreißenden Schmerzes war ihm unerträglich. — Als er noch sinnend dastand, bemerkte er plötzlich die Indianerin, die in ihre Decke gehüllt den Hof verließ; er rief ihr nach, doch ohne zu antworten eilte die junge Frau über die Lichtung und verschwand im Walde.

Bei seinem Eintritt in's Haus erfuhr er, daß Eichenlaub ihren kleinen Knaben in Mary's Arme gelegt habe, und mit den Worten: „in Mackinaw

nach den Jägern forſchen zu wollen", fortgegangen ſei. Es unterlag keinem Zweifel, die geängſtigte Gattin hatte ſich entſchloſſen, auf dem Landwege nach dem Fort zu reiſen, um ſich Gewißheit über das Schickſal der beiden Abweſenden zu verſchaffen. Es wurden keine Verſuche gemacht, ſie zur Umkehr zu bewegen, denn Jeder kannte den Charakter der Indianerin zu genau und wußte, daß dergleichen Bemühungen doch nur vergeblich geweſen wären.

Trübe ging der Tag dahin, das Wetter klärte ſich auf, und als nächtliche Schatten ſich auf Wald und See ſenkten, flimmerten die Sterne ſo klar an dem tiefblauen Himmelsgewölbe, als ob die Natur noch gar nicht aus ihrem Winterſchlaf aufgerüttelt worden wäre, und nur aus der Ferne ſchallte das unheimliche Brauſen des Michigan herüber, der ſich langſam zu beruhigen begann.

Trübe ſaßen auch am Abend die Bewohner der Blockhütte vor dem Kaminfeuer; die Freude ſchien aus ihrer Mitte verbannt zu ſein, und mechaniſch verrichteten die Frauen ihre häuslichen Arbeiten. Plötzlich vernahm man den Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes, man hörte dasſelbe vor der Einfriedigung halten, und ehe noch Warner, der aufgeſprungen war, die Thür erreichte, pochte es mit Gewalt und erſchallte die laute Bitte um Einlaß.

„Ben's Vater!“ ſagte Mary, als ſie enttäuſcht mit einem tiefen Seufzer in ihre ſinnende Stellung zurückſank, das Geräuſch des Pferdes hatte ja auf Momente einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer angeregt.

Der in einen weiten Mantel eingehüllte Farmer trat ein; es war wirklich der alte White, wie man faſt aus der Haſtigkeit errathen konnte, mit welcher er fragte, „ob die Poſtboten dageweſen ſeien.“

„Ben iſt hier geweſen,“ antwortete Warner, „aber ſchon vor vier Tagen hat er ſeine Reiſe nach Mackinaw angetreten.“

„Wißt Ihr, welche Richtung er eingeſchlagen hat?“ fragte White mit einer Angſt, die ſich jeden Augenblick ſteigerte.

„Ich hoffe, daß der Sturm ihn veranlaßte, ſich auf dem Feſtlande zu halten,“ erwiderte der Farmer mit einem kaum merklichen Wink auf ſeine Tochter, die von Neuem die Hände zu ringen begann.

White ſchaute auf das junge Mädchen und verſtummte unwillkürlich, als er ſo viel Sorge, ſo viel wahren Kummer auf den lieblichen, ſonſt ſo lebensfriſchen Zügen ausgeprägt ſah. Er erblickte in der trauernden Braut einen bittern Vorwurf, und wie Feuer brannten in ſeiner Seele die Thränen, die langſam über die bleichen Wangen der armen Mary

rollten. — Er ſelbſt hatte ja ſeinen Sohn durch Härte veranlaßt, das mühevolle Leben eines Poſtläufers zu wählen, er ſelbſt hatte ihm ja hindernd im Wege geſtanden, als er ſchon vor Jahresfriſt ſeinen eigenen Herd gründen wollte! Durch eigene Schuld war er kinderlos geworden, und durch ſeine Schuld war das ganze Leben des jungen unſchuldvollen Weſens verbittert, welches mit ſo treuer Anhänglichkeit, mit ſo liebevoller Ergebenheit dem verlorenen Sohne zugethan war, denn er zweifelte ja nicht mehr daran, daß Ben ſich zur Zeit des Eisbruchs auf dem See befunden habe.

Das Mitgefühl für das arme niedergedrückte Mädchen half ihm die Ausbrüche ſeines Schmerzes zurückhalten, und mit gefaßter Stimme fragte er, ob ſich der Indianer in Ben's Geſellſchaft befunden habe, und als dieſes bejaht wurde, rief er aus: „O! dann iſt kein Grund zur Beſorgniß vorhanden, und wenn ſeine Heimkehr auch auf längere Zeit hinausgeſchoben iſt, ſo können wir ſicher auf ein glückliches Wiederſehen rechnen.“

Vergeblich drang Warner aber in ihn, die Nacht in ſeiner Hütte zuzubringen. „Es duldet mich nicht in Euerm Hauſe,“ ſagte er, als er vor der Thür dem Farmer die Hand zum Abſchied reichte; „wenn mein Sohn ſich zur Zeit des Eisbruchs auf dem See befunden hat,“ fuhr er fort, „was wohl kaum bezweifelt

werden kann, dann sei Gott ihm und mir gnädig; sein Tod wird ewig auf mir lasten; kehrt er aber zurück, so soll dieses seine letzte Reise gewesen sein und Ihr mögt ihn dann ebenfalls aus vollem Herzen Euern Sohn nennen." Mit diesen Worten schwang er sich in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten und verschwand im Dunkel des Waldes.

Warner blickte noch lange nach der Richtung hin, in welcher der verzweifelnde Vater davongeeilt war; „zu spät, zu spät!" wiederholte er traurig vor sich hin, „es ist zu spät, denn am dritten Tage nach seiner Abreise, in den Nachmittagstunden, brach der Sturm ohne vorhergegangene Warnungszeichen los; zu derselben Zeit aber mußten sich die Wanderer zwischen der Green-Bay und der Biberinsel befinden, und Flügel wären nöthig gewesen, um dem sichern Verderben zu entrinnen. Mag Gott meine arme Tochter trösten!" ———

Ben und sein indianischer Gefährte erwachten endlich nach langem und tiefem Schlummer; es hatte aufgehört zu schneien, der blaue Himmel blickte zwischen zerrissenem Gewölk hindurch, und wie die Wolken eilig dahintrieben, wechselten auf der Insel glänzender Sonnenschein und tiefe Schatten mit einander ab. Ein schlimmerer Feind als die Kälte machte sich aber jetzt bei den Jägern fühlbar. Seit fast vierundzwanzig Stunden hatten sie keinen Bissen berührt, und

außer einem Streifen gedörrten Fleiſches, welchen der Indianer im Gürtel bei ſich geführt hatte, beſaßen ſie Nichts, womit ſie ihren Hunger hätten ſtillen können, denn ihre ganze Ausrüſtung lag ja auf dem Boden des Michigan. Sie genoſſen Etwas von dem dürftigen Vorrath und beeilten ſich dann, die Inſel noch vor Einbruch der Nacht zu durchforſchen, um die Hülfsmittel kennen zu lernen, welche ihnen dieſelbe würde bieten können.

Leicht überzeugten ſie ſich, daß ſie am vorhergehenden Tage die Fuchsinſel verfehlt und dafür ein kleines bewaldetes Eiland erreicht hatten, welches ungefähr zehn Meilen weit nördlich von der erſtern und vielleicht dreimal ſo weit ſüdlich von der großen Biberinſel lag. Beide Punkte vermochten ſie von ihrer Zufluchtsſtätte aus mit den Blicken zu unterſcheiden, aber ein ſicheres Fahrzeug wäre nöthig geweſen, um zu einem derſelben hinüberzugelangen, denn wo ſich vor einem Tage erſt die ununterbrochene Eisfläche erſtreckte, da wogte jetzt die brandende See. Einzelne Eisfelder ſchimmerten hin und wieder auf der Oberfläche des Waſſers; mit verdoppelter Eile trieben ſie gegen Oſten, um ſich den zuſammengedrängten Maſſen der Schollen zuzugeſellen, die als weißer Streifen den Horizont begränzten.

„Wir haben uns gerettet, um vielleicht hier eines

langſamern Todes zu ſterben," wendete ſich Ben zu ſeinem Gefährten; „wir haben jetzt die ganze Inſel abgeſucht und nicht einmal die Spur eines Kaninchens gefunden."

„Wer weiß!" antwortete der Schippewä, „die Kaninchen haben ſeit geſtern ihre Schlupfwinkel nicht verlaſſen, doch werden wir morgen ihre Spuren leicht auf dem friſch gefallenen Schnee entdecken, und ſchlechte Jäger müßten wir ſein, wenn wir dieſelben nicht auch zu erbeuten wüßten."

„Sehr wahr," ſagte Ben, „doch was nützen zwei hungrigen Männern und zwei noch hungrigeren Hunden ein Dutzend Kaninchen, wenn ſie vielleicht drei Wochen davon leben ſollen? und ſelbſt im günſtigſten Falle können wir nicht darauf rechnen, daß die Kanoes der Potowatomes, vor Ablauf dieſer Zeit, ſich nach der hohen See hinauswagen und, von unſeren Signalen angelockt, ihren Lauf hierher wenden werden."

„Die nächſte Sonne wird uns zeigen, wie viel Kaninchen auf dieſer Inſel leben; ſind es deren zwölf, wie Ihr hofft, ſo iſt das hinreichend für zwei Männer, ebenſo viele Tage davon zu leben, ohne dabei ihre Kräfte zu verlieren."

„Aber die Hunde, Schippewä?" fragte Ben, „Ihr denkt ja nicht an die Hunde."

„Wohl denke ich an die Hunde," antwortete der

Indianer, „doch dieſe dürfen den letzten Biſſen nicht mit uns theilen.“

„Ihr wollt ſie alſo verhungern laſſen oder tödten?“ rief Ben aus; „nein, Schippewä, die armen Thiere haben uns auf ſo mancher Reiſe getreulich begleitet, ſie haben die Gefahren der letzten Nacht mit uns überſtanden, ſie haben unſere Glieder gegen das Erſtarren geſchützt, ſie ſind von meiner Mary ſo lange ſorgfältig gepflegt worden, und ich ſollte in ihren Tod willigen? Nein, Schippewä, niemals! Der Hunger mag mich auf's Aeußerſte peinigen, aber den letzten Biſſen theile ich mit meinen Hunden!“

„Wer weiß!“ erwiderte der Indianer, eine Lieblingsphraſe, die er ſtets anwendete, wenn er ſeine Gedanken nicht verrathen wollte; „wer weiß! Ihr bleichen Menſchen ſeid Räthſel; hier wollt Ihr Euer Brod mit den Thieren theilen, um mit ihnen zuſammen zu verhungern, dort aber nehmt Ihr das Land des Indianers, ohne zu fragen, wovon er leben will, wenn er keinen Wald mehr zur Jagd beſitzt, keinen See zum Fiſchfang und zuletzt keinen Boden mehr, um etwas Mais und Weizen zu bauen! Ja, ja, Ihr weißen Menſchen ſeid Räthſel.“

„Gume, Ihr thut mir Unrecht,“ ſagte Ben, „ich bin auch ein Weißer, doch vermöchte ich die Indianer nicht um ein einziges Haar zu beneiden.“

„Es giebt gute und ſchlechte weiße Menſchen, ſo wie auch gute und böſe Rothhäute," entgegnete der Schippewä, „die ſchlechteſten von allen aber ſind diejenigen, die Lehren ertheilen und ſelbſt nicht darnach handeln; ſie ſind ſchlechter als der Neger und der Indianer, die von ihnen, blos der Hautfarbe wegen, verachtet und mit Füßen getreten werden. Ja, Ben, ich kenne die Weißen ſeit langen Jahren, und was ich ſage, iſt wahr."

„Ihr habt nicht Unrecht, Gume," erwiderte Ben, „aber glaubt nicht, daß allein eine dunkler gefärbte Haut dazu gehört, um von der weißen Race verachtet zu werden; des weißen Mannes größter Feind iſt ſein eigener Stammesgenoſſe. Ich bin zwar nicht ſo alt wie Ihr, Schippewä, doch alt genug, um zu wiſſen, daß es Unterſchiede in der civiliſirten Welt giebt, die nicht im Einklange mit den Geſetzen der Natur ſtehen und die einem Indianer, wie Euch, unbegreiflich ſcheinen würden."

Unter ſolchen Geſprächen waren die beiden Jäger wieder zu ihrer dürftigen Lagerſtelle gelangt; die Feuer glimmten noch; ſie beeilten ſich daher, durch das Herbeiſchaffen von Brennholz und durch das Errichten einer kleinen Laube von dichten Tannenzweigen ihren Aufenthalt für die Nacht ſo erträglich wie möglich herzuſtellen.

Bald darauf war es auf der Inſel ſo ſtill, als ob kein menſchlicher Fuß dieſelbe betreten habe; das brennende Holz kniſterte; in regelmäßigen Pauſen wälzten ſich die Wogen gegen das von Eis befreite weſtliche Ufer; hoch oben in den Gipfeln der Tannen aber ſang der Wind in ſeiner eintönigen Weiſe, und geſpenſtiſch knarrten einzelne Zweige, die beim Wiegen der Stämme langſam an einander gerieben wurden.

Bei Anbruch des Tages begaben ſich die beiden Männer auf den Weg, um das auf der Inſel vorhandene Wild auszuſpüren. In trüber Stimmung ſchritten ſie durch den tiefen Schnee; traurig, mit geſenkten Köpfen, folgten die Hunde nach. Die armen Thiere hatten nur einen geringen Antheil von dem gedörrten Fleiſch erhalten, und mechaniſch leckten ſie hin und wieder von dem Schnee, wie um ſich die Zunge zu kühlen. Jede neue Spur eines Kaninchens begrüßten die Jäger daher freudig, doch nur ſelten wurde ihnen eine ſolche Freude zu Theil, und nach ſorgſamem Umherforſchen überzeugten ſie ſich endlich, daß außer ihnen nur noch ſechs der kleinen Haſen und ein Buntſpecht die Inſel bewohnten.

„Lebensmittel auf höchſtens ſechs Tage," bemerkte Ben, als ſie ihre Reiſe beendigt hatten.

„Wer weiß," antwortete Gume auf ſeine gewöhnliche Art, „doch geht nur in's Lager, ſchürt das Feuer

und ſchneidet Stäbchen zum Röſten des Fleiſches, während ich zurückgehe, um einen der Haſen aufzutreiben und zu tödten."

Ben leiſtete der Aufforderung des Indianers Folge, worauf jener die Hunde zu ſich lockte und in entgegengeſetzter Richtung davoneilte.

Eine halbe Stunde verrann, das Feuer flackerte ſo luſtig, als ob es gegolten hätte, einen ganzen Hirſch zu braten, und abwechſelnd ſchürte Ben die glühenden Kohlen und ſchabte an den langen ſpitzen Stäbchen. Jetzt fiel ein Schuß; „der Schippewä wird ſein Ziel nicht verfehlt haben," ſagte Ben vor ſich hin, „doch wie weit wird ein Kaninchen reichen...?" Ein zweiter Schuß ſtörte ihn nicht in ſeinen Betrachtungen, als er aber zum dritten Mal den Knall von des Indianers Büchſe vernahm, da ſchrak er zuſammen, denn er ahnte, daß die beiden Hunde geopfert worden ſeien.

Er hatte ſich nicht getäuſcht, denn als nach längerem Harren der Indianer zurückkehrte, erblickte er ihn allein; in der einen Hand trug er das Kaninchen, während ein zuſammengerolltes Bündel über ſeiner Schulter an der Büchſe hing.

„Hier iſt Fleiſch, Ben", rief der Schippewä, als er ihm das Thier zuwarf, „es muß auf zwei Tage für Euch genug ſein."

„Aber Ihr, Gume, wovon wollt Ihr leben?“

„Kümmert Euch nicht um mich“, erwiderte Jener, „ich werde nicht verhungern, verlaßt Euch darauf; wer weiß, ich mag beſſer leben als Ihr.“

Ben, den indianiſchen Geſchmack kennend, errieth leicht den Sinn dieſer Worte; er vermied es daher, weitere Fragen zu ſtellen, deren Beantwortung ihm, trotzdem er ſeines Gefährten Handlung vollkommen gerechtfertigt fand, ſchmerzlich berühren mußte. Er wendete daher ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Bereitung ſeines kärglichen Mahles zu. Doch auch der Indianer blieb nicht müſſig, er begann damit, lange biegſame Stäbe zu ſchneiden, und wie man etwa die Haut eines Hirſches zum Trocknen ausſpannt, ſo behandelte er die beiden zottigen Pelze der Hunde und ſtellte dieſelben dann aufrecht vor die Flammen, um ſie zum baldigen Gebrauch verwendbar zu machen.

Noch ehe Ben ſeine Mahlzeit beendigt hatte, legte auch der Schippewä einige Stücken Fleiſch, die er aus den blutigen Fellen rollte, auf die Kohlen und verzehrte dieſelben dann mit dem größten Appetit.

„Zwei Wochen werden wir hier zubringen können, ohne wirklich Noth zu leiden,“ ſagte er dann, indem er eine ſteinerne Pfeife mit wohlriechendem indianiſchen Tabak füllte; „zwei Wochen iſt eine lange Zeit, und wenn der Froſt den See nicht wieder mit Eis

belegt, ſo können wir vor Ablauf dieſer Zeit ſchon immer nach den Kanoes der Potowatomes ausſchauen. Aber Feuer müſſen wir unterhalten bei Tag und Nacht; bei Nacht große Flammen, bei Tag ſchwarzen Rauch, damit es den ſcharfen Augen der Potowatomes erleichtert wird, unſern Aufenthaltsort zu entdecken."

Ben reichte dem Schippewä die Hand. „Ihr ſeid ein großer Jäger, Gume," ſagte er dann; „wenn wir aus dieſer traurigen Lage gerettet werden, ſo iſt es nur Euer Verdienſt; ich geſtehe es, ich hätte nie vollbringen können, was Ihr heute gethan habt."

„Wer weiß," erwiderte Gume mit kaum bemerkbarem Lächeln, „was ich heute mit Ueberlegung ausführte, würdet Ihr nach Tagen, wenn es zu ſpät geweſen wäre, ebenfalls unternommen haben. Jetzt aber beſitzen wir Alles, was wir am nothwendigſten gebrauchen; es fehlt uns weder an Waſſer noch an Holz, der Fleiſchvorrath kann ſehr gereckt werden, und die beiden Pelze bieten, wenn ſie trocken ſind, eine nothdürftige Decke für die Nacht."

Träge ſchlich nunmehr den beiden Einſiedlern die Zeit dahin; Tag auf Tag verrann; der Thauwind wehte anhaltend aus Südweſten, nahm den Schnee mit ſich fort und erhielt den See offen, aber vergeblich ſchauten ſie nach allen Seiten über die weite

Waſſerfläche; kein Fahrzeug tauchte am fernen Horizont auf.

Mit Beſorgniß beobachteten ſie die Abnahme ihrer kärglichen Lebensmittel, mit größerer Beſorgniß aber das Schwinden ihrer Kräfte, welche der Noth, der Kälte und der Näſſe kaum länger zu widerſtehen vermochten. Ihre meiſte Zeit verbrachten ſie auf dem weſtlichen Ufer des Sees; dort ſaßen ſie oft ſtundenlang ſtumm nebeneinander; der Indianer ſchaute lüſtern zu den zahlloſen Vögeln empor, die in langen Reihen aus dem Süden zurückkehrten; Ben dagegen wanderte in Gedanken nach der lieben bekannten Blockhütte, wo die trauernde Mary ſeiner als eines Dahingeſchiedenen gedachte; er vergegenwärtigte ſich ihr ſanftes Walten im Hauſe, ihr frohes Lachen, ihr freundliches Entgegenkommen, jeden einzelnen Blick und jedes Wort; aber auch ihren Kummer malte er ſich aus, und unbewußt rollte eine Thräne nach der andern über die gebräunte Wange.

IV.

Als Eichenlaub, des Indianers Gattin, Warner's Farm verließ, lenkte sie ihre Schritte zunächst landeinwärts, dem nördlichen Ende des Winebago-See zu, wo am Fuchsflusse, der den Winebago mit der Green-Bay und demnächst mit dem Michigan verbindet, einige ihr befreundete Potowatome-Familien ihre Winterhütten aufgeschlagen hatten. Ohne einen gewissen Plan gefaßt zu haben, suchte das geängstigte Weib sich vor allen Dingen mit einigen seiner Stammesgenossen zu vereinigen und, gemeinschaftlich mit diesen, die weiteren Forschungen zu berathen und zu unternehmen. Rastlos eilte sie daher durch Sturm und Schnee dahin, und als das Unwetter gegen Abend sich legte und die Sterne zwischen den entlaubten Zweigen hindurch ihr auf dem unwegsamen Pfade leuchteten, hatte ihr Schritt noch Nichts von seiner Hast verloren, und wenn nicht zeitweise ein melancholischer Klagegesang laut geworden wäre, so hätte man die Indianerin für einen Schatten halten können, der geräuschlos über der Schneedecke dahinschwebte.

Sie erreichte endlich das Potowatome-Dorf, doch traf sie daselbst Niemanden, der es versuchte, ihren letzten Hoffnungsfunken anzufachen; man trauerte, man klagte mit ihr, aber die Klagen waren die um

einen Todten und vergrößerten nur ihre Sorgen, und glücklich ſchätzte ſie ſich, als ſich zwei junge Männer anboten, ſie auf dem Landwege nach der Inſel Mackinaw zu begleiten, um den Commandanten der Garniſon von dem wahrſcheinlichen Untergang des Poſtläufers in Kenntniß zu ſetzen.

In Geſellſchaft der beiden Potowatomes ſetzte Eichenlaub alſo ihre mühſelige Reiſe fort; ein kleiner Handſchlitten trug die Lebensmittel, ſo wie die wenigen Ausrüſtungsgegenſtände, und abwechſelnd zogen die drei Wanderer die leichte Fracht. Ihr Weg führte am nördlichen Rande der Bay hinauf, und in weitem Bogen folgten ſie dann dem Ufer des Michigan gegen Nordoſten, der Straße zu, in welcher die Inſeln Bois blanc und Mackinaw den Michigan gleichſam von dem Huron-See trennen. Der tiefe Schnee und der Eintritt des mildern Wetters machten die Reiſe ſehr beſchwerlich, und trotz ihrer genauen Kenntniß des Landes befanden ſie ſich erſt am achten Tage ihrem Ziele gegenüber. Das Eis war in dem geſchützten Winkel noch nicht gebrochen und ſie gelangten daher leicht auf die Inſel, wo ſie ſich zuerſt zum Commandanten begaben.

Des Offiziers ängſtliche Frage nach den Poſtſachen überzeugte die arme Eichenlaub, daß die beiden Jäger nicht eingetroffen ſeien; doch wie ſie damals,

als die Männer noch gesund und wohlbehalten vor ihr standen, in Folge des Traumes nicht an ihrem Verderben zweifelte, so behauptete sie jetzt, wo Alle von deren Untergang überzeugt waren, daß die Vermißten sich nach der Biberinsel hinübergerettet hätten.

Man machte sie freilich darauf aufmerksam, daß auf der Biberinsel Holzschläger lebten, und die Jäger dort wohl Mittel gefunden haben würden, von Insel zu Insel endlich an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Doch Eichenlaub blieb unerschütterlich und erklärte, daß sie nicht eher an den Tod ihres Gatten glaube, als bis sie selbst jede einzelne Insel besucht und durchforscht habe, und daß sie, wenn ihr keine Hülfe würde, in einem Rindenkanoe die Reise zu unternehmen gedenke.

Der menschenfreundliche Commandant, obgleich von der Fruchtlosigkeit eines solchen Versuchs überzeugt, war gerührt, als er die junge Frau so bereit zu jedem Opfer sah, und wurde es dieser daher nicht schwer, denselben ganz für ihre Pläne zu gewinnen.

In Folge dessen wurde am Morgen nach Eichenlaub's Ankunft ein leichtes Segelboot in's offene Wasser geschoben. Drei Seeleute nahmen zusammen mit der Indianerin und den Potowatomes Platz in demselben, und dahin lavirte das Fahrzeug dem Südwestwinde entgegen. Die erste Nacht verbrachten die Rei-

ſenden auf der Garteninſel, und beſtändig gegen ungünſtigen Wind ankämpfend, gelangten ſie erſt am folgenden Tage ſpät bis zur Biberinſel. Noch an demſelben Abend begaben ſie ſich zu den Holzſchlägern, welche nahe an dem öſtlichen Strande lebten; doch dieſe wußten ebenſo wenig über die Poſtſachen als über die Läufer Auskunft zu geben; dagegen erzählten ſie, daß ſie ſeit zwei Wochen über der weit gegen Süden gelegenen Inſel ſtarken Rauch wahrgenommen hätten, der aber wohl nur von einigen dort hauſenden Rothhäuten herrühren könne.

Eichenlaub hörte die Leute ruhig zu Ende. „Wenn Ihr die Rothhäute beſſer gekannt hättet", grollte ſie dann, „ſo würdet Ihr gewußt haben, daß kein Indianer eine Inſel zum Winteraufenthalt wählt; Ihr würdet weiße Menſchen daſelbſt vermuthet haben und ihnen mit Euern Kanoes zu Hülfe geeilt ſein. Die Rothhäute waren aber der Mühe nicht werth; doch geduldet Euch nur, die letzte Rothhaut wird bald genug verſchwunden ſein." Nach dieſen Worten hüllte ſie ſich in ihre Decke, kauerte ſich vor dem Kaminfeuer nieder und verharrte in dieſer Stellung regungslos bis zum Anbruch des Tages.

Als der Schooner nach kurzer Fahrt um die Südſpitze der Biberinſel herumbog, richteten ſich alle Blicke nach dem bezeichneten Punkte, wo ein ſchmaler, nebe-

lichter Streifen auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen ſchien. Eine kaum erkennbare leichte Rauchwolke hing über demſelben, und hart an den Wind brachten die Bootsleute das Fahrzeug, um kreuzend noch vor Einbruch der Nacht die fragliche Inſel zu erreichen.

Die Indianerin ſprach kein Wort, und nur wenn das Schiff umgelegt wurde, wendete ſie ſich, um den Rauch nicht aus den Augen zu verlieren.

Allmälig trat die Waldung deutlicher hervor, die hohen Tannen löſten ſich von einander, die Uferbänke tauchten auf und mit einem Jubelruf begrüßte die ſonſt ſo ſchweigſame Eichenlaub eine zweite Rauchſäule, welche, augenſcheinlich als Signal, dicht am Strande emporgeſendet wurde. Doch Stunden verrannen noch, bis das Boot ſich bei dem widrigen Winde ſo weit näherte, daß ſie die beiden Männer zu unterſcheiden vermochte und ihren Gefährten verkündigte, daß wirklich die Vermißten ihrer dort harrten.

Von dieſem Augenblick an veränderte ſich plötzlich das ganze Benehmen der Indianerin; ſie war von ihren Sorgen befreit und in Folge deſſen verſchwand das männliche Ungeſtüm, mit welchem ſie ſtets zur Eile getrieben hatte; dafür aber trat die ihrer Race und ihrem Geſchlecht eigenthümliche Ruhe und Ergebung hervor, und ſie erwartete ohne ſichtbare

Gemüthsbewegung den Augenblick, in welchem ſie die Todtgeglaubten wieder begrüßen ſollte.

Zwei hagere, krankhaft ausſehende Geſtalten winkten den Ankömmlingen entgegen, als der Kiel des Schooners auf dem Sande knirſchte. Die Geſtalten erſchienen hinfällig, aber aus ihren Augen leuchtete eine Freude, welche nur Der empfinden kann, der, am Rande des Grabes ſtehend, plötzlich das Leben mit all' ſeinen ſüßen Hoffnungen ſich wieder öffnen ſieht.

„Ihr kommt zur rechten Zeit," rief Ben aus, „nur wenig Tage ſpäter und Ihr hättet unſere Leichen gefunden; denn nicht einmal ein Beil iſt uns geblieben, mit welchem wir Bäume zu einem Floß hätten fällen können, um einen Verſuch zu unſerer Rettung zu wagen!"

„Wenn's nur zur rechten Zeit iſt," erwiderten luſtig die Bootsleute, als ſie Decken und Lebensmittel an's Ufer ſchafften, „zurück nach Mackinaw wollen wir bei dieſem Winde ſchnell genug kommen, und wenn Ihr dann wieder fröhlich daheim bei den Eurigen ſitzt, dann mögt Ihr an die muthige Eichenlaub denken, denn ſie allein war die Veranlaſſung, daß der Schooner ausgeſendet wurde, um auf den Inſeln nach Euch zu forſchen."

„Brave Eichenlaub!" ſagte Ben, indem er der Indianerin herzlich die Hand drückte, „ich danke Gume

nicht weniger als Dir; doch ſage, wie haſt Du Warner's verlaſſen?"

„Viele Nächte ſind verfloſſen, ſeit ich die Farm verließ," antwortete Eichenlaub, „doch ich weiß es, man weint dort um Euch, und Ihr müßt eilen, um die Thränen zu trocknen."

„Ja, eilen werde ich," ſagte Ben mit einem Anflug von Traurigkeit, „aber unſer nächſtes Ziel iſt Mackinaw, und ein langer Weg liegt zwiſchen dem Fort und der Farm."

„Auf der Biberinſel befinden ſich Rindenkanoes," verſetzte Eichenlaub ſchnell, „ich werde mit den Potowatomes in einem derſelben hinüberrudern und dem bleichen weinenden Mädchen Nachricht von Euch bringen; und dann," fügte ſie mit einem Seitenblick auf ihren Gatten hinzu, „muß ich auch nach meinem Knaben ſehen."

„Eichenlaub hat Recht," fiel Gume ein, „die Landreiſe iſt zu lang für ſie, Stürme ſind nicht zu befürchten, und in einem Tage und einer halben Nacht kann ſie die Green-Bay erreichen; die Potowatomes ſind gute Ruderer."

Nahrhafte Speiſen und nächtliche Ruhe unter warmen Decken verfehlten nicht ihren wohlthätigen Einfluß auf den Zuſtand der beiden Abenteurer, und fröhlichen Herzens begaben ſie ſich am folgenden Mor-

gen in den Schooner, der dann vor dem günſtigen Winde die klaren blauen Fluthen des Michigan durchſchnitt. Auf der Biberinſel verließ Eichenlaub mit den Potowatomes die Geſellſchaft, um ſich, wie verabredet, in einem Kanoe der Holzfäller gegen Südweſten zu wenden. Der Schooner aber hielt nicht eher in ſeinem Laufe inne, als bis die Eismaſſen vor Makkinaw ihn zur Vorſicht zwangen. — —

Sechzehn Tage waren ſeit dem Bruch des Eiſes verſtrichen und ſeit faſt ebenſo langer Zeit wurde die Indianerin von Warner's Familie zurückerwartet. Man verſuchte es, Hoffnungen an die lange Abweſenheit der jungen Frau zu knüpfen, doch ſcheute man ſich auch wieder vor ihrem Erſcheinen, mit welchem man der Beſtätigung der ſchwärzeſten Befürchtungen entgegenſah. Es waren kummervolle Tage, und wenn Warner auf ſeine Tochter ſchaute, die wie eine geknickte Blume dahinwelkte, dann war es ihm, als ob dieſelbe ſich nie von dem ſchweren Schlage würde erholen können, und der Schmerz um den Liebling des Hauſes übertäubte faſt die Trauer über den Verluſt des Freundes, an welchem Alle mit ſo treuer, ungeheuchelter Zuneigung hingen.

Das nächtliche Kaminfeuer beleuchtete daher einen trüben Familienkreis; nur die Großmutter unterbrach hin und wieder das Schweigen, um durch fromme

Worte die Ihrigen aufzurichten und das Vertrauen auf die Zeit, als die beſte Tröſterin, bei ihnen zu erwecken.

Alle lauſchten ehrerbietig und Niemand vernahm daher, daß die Thür ſich leiſe öffnete. Erſt als Eichenlaub, in ihrer ſanften Weiſe grüßend, die Arme nach ihrem Knaben ausſtreckte, ſchraken Alle empor. Angſtvoll richteten ſich die Blicke nach den Lippen der jungen Frau, von welchen man die letzte Entſcheidung erwartete, aber Mary ſchaute ihr in die Augen und durch die Augen in's Herz; kein Wort wurde gewechſelt, die frohe Kunde aber verſtanden, und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Entzückens ſchloß das glückliche Mädchen die Indianerin in ihre Arme.

Thränen ſind Kinder des Schmerzes; die Thränen aber, welche an jenem Abend geweint wurden, und ſogar die Augen des rauhen Farmers umflorten, kamen aus Herzen, die von höchſter Wonne und innigſter Dankbarkeit überſtrömten.

Als dann Ben nach einigen Tagen mit ſeinem treuen Gefährten wohlbehalten eintraf, und die letzten Spuren eines tödtlichen Grames von den lieblichen Zügen ſeiner jungen Braut verſcheuchte, als ihm Mary von ſeines Vaters Kummer und von ihrer bevorſtehenden Vereinigung erzählte, der alte White aber herbeieilte und Beide ſeine Kinder nannte und im Uebermaß ſeiner Freude, Alle, von der Greiſin

bis herab zu dem indianiſchen Kinde umarmte, da wiederholte ſich Jeder die frommen Worte der alten Frau, die ihnen durch das eigene Beiſpiel gelehrt hatte: ſich auch im Unglück demuthsvoll vor einem mächtigen, Alles umfaſſenden Willen zu beugen. —

Jahre ſind nun ſchon ſeit jener Zeit verfloſſen. Am Ufer des Winebago-See, umgeben von wohlbeſtellten Feldern und Gärten und beſchattet von hundertjährigen Eichen und Wallnußbäumen, liegt des alten White's Farm. Der alte White hat ſich längſt zur Ruhe geſetzt und ſein Eigenthum dem frühern Poſtläufer und deſſen ſchöner Frau übergeben, unter deren fleißigen Händen Alles doppelt zu gedeihen ſcheint. Er ſieht ſich gleichſam verjüngt in jedem neuen Enkel, der ihm zugeführt wird, und ſchwer würde es ſein, zu entſcheiden, an wem ſein Herz mit größerer Liebe hängt, ob nun an Ben, oder Mary, oder jedem der kleinen kräftigen Nachkömmlinge.

Auch Warner hat ſich allmälig in einen gewiſſen Wohlſtand hineingearbeitet, und ſeine Söhne ſind ein paar tüchtige Arbeitsgenoſſen für ihn geworden. Die alte Großmutter weilt nicht mehr unter den Lebenden, doch hatte ſie, gerade ſo wie ſie es wünſchte, lange genug gelebt, um noch zwei von Mary's Kindern auf ihren Knieen zu wiegen.

Gume, Eichenlaub und deren Knabe wohnen ab-

wechſelnd am Winebago- und am Michigan-See und theilen ihre Zeit und ihre Aufmerkſamkeit gleichmäßig zwiſchen beiden Familien. Auf beiden Farmen beſitzen ſie eine Heimath und auf beiden werden ſie als mit zum Hausſtande gehörig betrachtet.

Das Canalboot.

Das Canalboot Nordamerikas verdient als Mittel zum Transport von Reisenden und Gütern gewiß nicht weniger Interesse, als Dampfboot und Locomotive, und die für dasselbe erbauten Canäle helfen das ungeheure Netz vervollständigen, welches durch Seen, Flüsse und Eisenbahnen auf dem colonisirten und civilisirten Theil des' großen Continents gebildet wird.

Mit Recht nennt man die Vereinigten Staaten, was das Reisen anbetrifft, das Land des Comforts; denn Gasthöfe können nie Anspruch auf Ruf und in Folge dessen auf zahlreichen Besuch machen, wenn nicht ausgesuchte Bequemlichkeiten den Gast in denselben erwarten; Dampfboote dürfen nicht auf fashio-

nable Paſſagiere rechnen, wenn ſie von anderen, hinſichtlich der den Reiſenden gebotenen Annehmlichkeiten übertroffen werden, und ſogar auf den Eiſenbahnen ſcheut man größere Umwege nicht, wenn man ſich dafür des Vortheils eines mit Büffet, Eiswaſſer und nicht ſelten mit Betten ausgerüſteten Wagens erfreut.

Weniger bequem als Hotel und Dampfboot, weniger ſchnell als die Locomotive, aber nicht weniger originell und in ſeiner Art comfortable iſt das Canalboot. Man unterſcheidet zwei Arten deſſelben, nämlich das Paſſagierboot und das Frachtboot, welchem letzteren man, ſeiner weiten Landreiſen wegen, eine Amphibiennatur zuſchreiben möchte. In Größe und äußerer Form ſind beide einander ſehr ähnlich, nur daß erſteres ſich durch das zum Aufenthalt von Reiſenden eingerichtete Verdeck, ſo wie durch die kleinen Fenſter auszeichnet, welche in ſchmalen, aber regelmäßigen Zwiſchenräumen die Seitenwände zieren. Außerdem wird dasſelbe auch, ſtatt wie das Güterboot von zwei, von drei Pferden gezogen, und dieſe eilen, ſtatt im gewöhnlichen ſchweren Schritt, in leichtem Trabe mit ihrer Laſt von Station zu Station.

Wenn man nun z. B. nach langer Fahrt auf der Eiſenbahn von New-York aus die großen Süßwaſſerſeen erreicht hat, ſo iſt es ein Genuß, ſich auf einen

der prächtig ausgeſtatteten Dampfer zu begeben, und auf dieſem in weitem Bogen den Erie-, den St. Clair-, den Huron- und den Michigan-See, jeden einzeln der Länge nach zu durchfahren. Steigt man dann nach fünf- oder ſechstägiger Reiſe in Chicago an's Land, und das Ziel liegt noch weiter ſüdlich, ſo geht man hinunter zum Canal, wo Boote bereit ſind, den Reiſenden auf einer ſchmalen, aber ſehr regelmäßigen Waſſerſtraße durch Wälder und Prairien, durch Städte und Dörfer an den Illinois-Fluß zu bringen, wo wieder mächtige Dampfer harren, um die Weiterbeförderung nach dem Miſſiſſippi und, je nachdem man es wünſcht, bis an den Golf von Mexico zu übernehmen.

Nachdem man den ſtolzen Seedampfer verlaſſen, fühlt man ſich freilich beengt auf dem ſchlanken maſtloſen Fahrzeuge, deſſen Länge nicht funfzig und deſſen Breite nicht zwölf Fuß überſteigt, doch gleicht ſich dieſer Unterſchied ſehr bald wieder aus, wenn man die entſprechende Breite des Canals in's Auge faßt, und vom Verdeck oder von den niedriger gelegenen Kajütenfenſtern aus die Ufer zu beiden Seiten beobachtet, wo man jeden bunten Kieſel, jede ſchillernde Blume, ja jeden prächtigen Falter genau zu unterſcheiden vermag, der, träge an den Blüthenkelchen hängend, dieſelben ihres ſüßen Inhaltes beraubt.

Faſt der ganze innere Raum des Bootes iſt natürlich zur Kajüte eingerichtet, und nur im Hintertheil befindet ſich ein Verſchlag zum Aufbewahren der Matratzen, ſo wie im Vordertheil die kleine Küche, in welcher gewöhnlich einige Neger mit der Zubereitung von maſſenhaften und wohlſchmeckenden Speiſen beſchäftigt ſind, eine überaus wichtige Arbeit, von welcher vorzugsweiſe der Ruf eines ſolchen ſchwimmenden Speiſehauſes abhängig iſt. Die ſieben Fuß hohe Kajüte bietet, weil leicht bewegliche Tiſche und Stühle nicht zu viel Platz einnehmen, einen nothdürftigen Aufenthaltsort für ungefähr dreißig Perſonen, und da durch das Oeffnen der gegenüberliegenden Fenſter eine beſtändige Zugluft erhalten wird, ſo entſteht nie eine ungeſunde Atmoſphäre, und ſelbſt im hohen Sommer wird auf dieſe Weiſe in dem verhältnißmäßig beſchränkten Raume eine ganz erträgliche Temperatur hergeſtellt. Wenn irgend das Wetter es geſtattet, begeben ſich übrigens die meiſten Paſſagiere auf das Verdeck, wo Bänke, Stühle und Gepäck hinlänglich Sitze, und wenn erforderlich, ein leinener Baldachin Schutz gegen die ſengenden Strahlen der Sonne gewähren.

Außer den beiden ſich gegenſeitig ablöſenden Steuerleuten, welche mittelſt eines leichten Ruders das Fahrzeug in der Richtung halten, und etwa fünf

Negern gehören noch ein Capitain und ein Secretair zu der Bemannung. Berückſichtigt man nun, welche Summen nothwendig ſind, den Anforderungen und Bedürfniſſen eines ſolchen Perſonals zu genügen, ohne dabei der Erhaltung des Canals und der Zugthiere zu gedenken, ſo läßt es ſich leicht ermeſſen, welche bedeutende Geſchäfte mit dieſen unſcheinbaren Booten gemacht werden. Wie ſchon oben bemerkt, wird das Paſſagierboot von drei Pferden gezogen. Auf dem ebenen, dicht am Canal hinführenden Wege eilen dieſelben in ſchnellem Trabe den Stationen zu, wo die Ablöſung ihrer harrt. So reiſt man auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell und außerdem ſehr gemächlich. Es ſind keine Wogen da, welche die Seekrankheit erzeugen, keine verborgenen Baumſtämme, welche das Fahrzeug mit einem Leck bedrohen, kein erſchütterndes Arbeiten der Maſchinen oder betäubendes Raſſeln auf eiſernen Schienen. Leiſe, ohne anzuſtoßen oder zu ſchwanken, gleitet das Canalboot auf ſeiner ſpiegelglatten Bahn dahin, und nur zeitweiſe vernimmt man den unmelodiſchen, langgedehnten Ton aus der kurzen Trompete des Capitains, wenn er ſeine Ankunft auf den Stationen anmeldet, oder zum Schließen und Oeffnen der Schleuſen auffordert, in welchen das Fahrzeug bald hoch hinaufgehoben, bald tief hinabgelaſſen wird.

Die Zeit wird von den Paſſagieren auf verſchiedene Weiſe hingebracht, größtentheils aber mit Leſen, Schlafen und Eſſen; denn der Amerikaner neigt zu wenig zum geſelligen Verkehr hin, als daß er der bloßen Unterhaltung wegen, mit fremden Menſchen auf einige Stunden oder Tage Bekanntſchaft ſchließen möchte, und nur eine geringe Zahl wendet ihre ungetheilte Aufmerkſamkeit der ſtets wechſelnden Naturumgebung zu.

In einſchläfernder Ruhe verſtreicht daher die Zeit; plötzlich tritt ein Neger in die Kajüte und fordert die anweſenden Paſſagiere ſehr höflich auf, ſich auf's Verdeck zu verfügen, und Raum zum Aufſtellen der Tiſche und zum Anrichten der Speiſen zu gewähren. Schweigend leiſtet Jeder Folge, ſucht indeſſen dort oben keine Ruhe, ſondern einen günſtigen Punkt, von wo aus er, auf das gegebene Zeichen, am ſchnellſten wieder hinabgelangen kann, um ſich einen guten Platz am obern Ende der Tafel zu ſichern. Endlich ertönt die Glocke; Alles ſtürzt hinab; einiges Schieben und Drängen folgt; man vernimmt Klappern von Tellern, Meſſern und Gabeln, und funfzehn Minuten ſpäter ſitzen alle Paſſagiere wieder oben, um leſend, Nüſſe knackend, kauend oder auch, was weniger anſprechend, die Zähne reinigend das Ausräumen der Kajüte abzuwarten. Dasſelbe Schauſpiel wiederholt ſich gegen

Abend, nur daß dann, nach Entfernung der Tiſche, die Neger zum Aufſchlagen der Betten ſchreiten, welche an den Wänden, zu dreien übereinander, angebracht werden, ſo daß ſie an ſinnig zuſammengeketteten eiſernen Stangen theils von der Decke niederhängen, theils ſich auf den Boden ſtützen, und nur einen ſchmalen Gang in der Mitte offen laſſen. Wiederum erfolgt ein allgemeines Wettrennen, denn Jeder trachtet eins der oberen Betten zu erlangen, und weicht oft nur der Gewalt, um ſich mit einem der unteren zufrieden zu geben. In dem durch eine bewegliche Wand für die Damen abgeſchiedenen Theile geht es dagegen ſtille zu, indem der Amerikaner bei ſeiner lobenswerthen Hochachtung vor dem ſchönen Geſchlecht, wo nur immer thunlich, demſelben mit Freuden die größeren Bequemlichkeiten gönnt.

Das allgemeine Entkleiden dauert nur wenig Minuten; Uhren und Geldbörſen wandern unter die Kopfkiſſen, und bald darauf verſchwindet Jeder hinter dem Mosquitonetz, welches ſein Bett zum Schutz gegen die böſen nächtlichen Feinde umgiebt.

Die unerbittlichen Neger beginnen ihr Werk des Weckens ſchon in aller Frühe. Aus den Betten geht es zu einem Aufwärter, um die während der Nacht aus dem geheimſten Winkelchen des Lagers entwende-

ten und frisch geschwärzten Stiefeln gegen ein gutes Trinkgeld einzulösen; von dort führt der Weg an die gemeinschaftlichen Waschbecken und Handtücher; demnächst hinauf auf's Verdeck und wieder hinab an den Frühstückstisch, und alles dieses geschieht in so schweigender Weise, daß man oft sein Ziel erreicht, ohne auch nur den Namen eines einzigen Mitreisenden, und von Manchem kaum den Ton seiner Stimme vernommen zu haben.

Die Güterboote nun, oder vielmehr ein großer Theil derselben, sind indessen nicht an ein und denselben Canal gebunden, sondern unternehmen, um der zeitraubenden Arbeit des Umladens überhoben zu sein, oft weite Reisen auf den Eisenbahnen, um auf andere Canäle und kleinere schiffbare Flüsse zu gelangen. Zu diesem Zweck sind sie so gebaut, daß der Stern, der Rumpf und das Vordertheil durch drei besondere Kasten gebildet werden. Mittelst starker eiserner Haken und Krampen sind diese drei Theile so genau und fest mit einander verbunden, daß nur kaum wahrnehmbare Fugen die Stellen bemerklich machen, wo die das Fahrzeug vervollständigenden Kasten von einander getrennt werden können.

In diesem Zustande legt das mit Gütern schwer befrachtete Boot seine Reise auf dem Canal bis dahin

zurück, wo ſeine Ladung eine andere Richtung auf der Eiſenbahn einzuſchlagen beſtimmt iſt. Dergleichen Stationen befinden ſich gewöhnlich, wo ein Höhenunterſchied des Waſſerſpiegels Schleuſen nothwendig gemacht hat. Eine abgeſonderte Schleuſe iſt zur Verladung der Frachtboote beſtimmt, und von der nahen Eiſenbahn führen Schienen bis in das Becken hinein. Soll nun ein Fahrzeug auf die Eiſenbahn geſchafft werden, ſo ſchiebt man drei zur Aufnahme beſtimmte Wagen in die trocken gelegte Schleuſe, ſchließt die Ausgangspforten, und demnächſt wird das Waſſer zugelaſſen. Mit Leichtigkeit fährt das betreffende Boot ſodann in das angefüllte Becken, die Eingangspforten ſchließen ſich, das Waſſer wird abgelaſſen, die das Boot bildenden Kaſten werden von einander getrennt und ſenken ſich, von kundigen Händen in beſtimmter Richtung und Lage gehalten, jeder auf den ihm zugedachten Wagen. Eine bereit ſtehende Locomotive ſchleppt dann die ganze Laſt nach der Eiſenbahn hinauf, und ehe noch die von Waſſer geſättigten Planken wieder ganz ausgetrocknet ſind, befindet ſich das Fahrzeug vielleicht hundert engliſche Meilen weiter, um daſelbſt ausgeladen zu werden, oder um auf einem andern Canal eine neue Reiſe zu unternehmen. So hat man oft Gelegenheit, eine ganze Reihe dieſer eigenthümlichen Boote zu beobachten, die,

auf ſtarken Rädern ruhend, der dampfenden Locomotive mit Windeseile folgen.

Für mich hatten die Fahrten auf dem Canalboot noch ihre beſonderen Reize, denn es hinderte mich Nichts, hier eine ſchöne Baumgruppe, dort einen maleriſchen Felſen zu ſkizziren, und während des Haltens, beim Wechſeln der Pferde, oder beim Einnehmen ſolcher Paſſagiere, die nur eine kurze Strecke mitzufahren wünſchten, irgend eine ſeltene Blume oder einen ſchillernden Falter zu erbeuten. Uebte die Hitze während des Tages auch wirklich einen ſtörenden Einfluß, ſo bot der Abend dafür in doppeltem Grade ſeine Genüſſe, und lange noch, wenn außer dem Steuermann Alles an Bord ſchlief, ſaß ich oben auf einer Bank und erfreute mich der zauberiſchen Ruhe, welche auf den dunkeln Landſchaften lagerte. Bald im tiefen Schatten mächtiger Urwälder, bald durch mondbeleuchtete Prairien glitt das Fahrzeug leiſe dahin; wie umherſchreitende rieſenhafte Ungeheuer nahmen ſich die in den Wieſen zerſtreut ſtehenden Bäume aus, wenn ſie in der Ferne ſich ſcheinbar an einander vorbeiſchoben; den dichten Forſt dagegen belebten zahlloſe kleine Leuchtkäfer, die in ſchnellem Fluge tauſendfache bläuliche Feuerlinien zwiſchen den ſchwarzen Laubmaſſen zeichneten. Das Waſſer plätſcherte vor dem Bug, gedämpft erklang

der Hufſchlag der trabenden Pferde, melancholiſch ertönte der Ruf des Ziegenmelkers; aber aus der Ferne vernahm ich, je nachdem es durch Wildniſſe oder an Anſiedelungen vorbeiging, das Bellen wachſamer Hofhunde oder das Geheul einſam jagender Wölfe.

Scenen aus dem Volksleben.

„Komm, laß uns den Kampf der Jenny Lind mit dem General Koſſuth anſehen; das Wetter iſt herrlich, eine kühlende Seebriſe weht vom Golf herauf, und die Fahrt auf dem Miſſiſſippi iſt allein ſchon einen halben Dollar werth.“ So rief mein Freund, als er eines Sonntags Nachmittags zu mir in mein Logirzimmer im Tſchapitoula-Hotel trat, den breitrandigen Panama-Hut in die eine Ecke, den leichten Rock in die andere Ecke und ſich ſelbſt auf das bequeme, rohrgeflochtene Sopha warf.

„Alſo findet der Kampf heute beſtimmt ſtatt?“ fragte ich.

„Natürlich,“ antwortete mein Freund, ein beweglicher junger Creole, „und zahlloſe Menſchen ſtrömen

ſchon nach den Fährbooten, um ſich zur rechten Zeit einen Platz in dem Circus zu ſichern, der dieſes Mal auf dem jenſeitigen Ufer errichtet iſt. Auch hohe Wetten ſind ſchon eingegangen worden."

„Auf weſſen Seite wird am höchſten geboten?" fragte ich weiter.

„Bis jetzt iſt kaum ein Unterſchied zu bemerken," fuhr der Creole eifrig fort; „man traut freilich dem Koſſuth mehr Kraft zu, doch ſoll Jenny Lind um ſo größere Gewandtheit beſitzen. Ich ſelbſt möchte auf Letztere wetten, ſchon deshalb, weil ſie vor drei Wochen erſt den Präſidenten Fillmore im redlichen Zweikampfe beſiegte und ihn mit ihren ſcharfen Zähnen und den langen Krallen ſo zurichtete, daß derſelbe heute noch als Patient betrachtet werden muß."

„Ich denke, Fillmore hat der Lind einen ſo furchtbaren Rippenſtoß verſetzt, daß ſie lahm geworden iſt?"

„Es war nur ein Streifſtoß, der ihr kaum die Haut ritzte, und die Jenny iſt jetzt wieder ſo rüſtig wie jemals; genug, ich wette auf ſie, ſo hoch Du nur willſt."

„Und ich wette unbeſehens auf Koſſuth," gab ich zur Antwort, „vorausgeſetzt, daß er nicht mit ſtumpfen Waffen kämpft."

„Angenommen! Doch was gilt die Wette?"

„Drei Flaſchen von dem Bewußten."

„Hier iſt meine Hand! aber nun vorwärts.“

Fünf Minuten ſpäter ſaßen wir auf dem Verdeck eines vollgepfropften Omnibus und rollten luſtig die Tſchapitoula-Straße entlang, bis dahin, wo eine Querſtraße nach dem Miſſiſſippi hinunterführte. Nicht ohne Gefahr für unſere Glieder kletterten wir dann von dem erhöhten Sitz, ſchloſſen uns dem Menſchenſtrom an, der ſich der Fähre zubewegte, und befanden uns bald darauf im Gedränge vor dem Schlagbaum eines Dampfbootes, wo Mann für Mann, gegen Entrichtung von zehn Cent, zur Fahrt über den „Vater der Flüſſe“ zugelaſſen wurde.

Die Fähr-Dampfer, deren Eigner mit an der Spekulation des Kampfſpiels betheiligt waren, hatten zu dieſer Gelegenheit ein feſtliches Kleid angezogen: zahlreiche Flaggen zierten Tauwerk und Schornſtein; rieſenhafte Anſchlagezettel, die eben ſo bunt waren, wie die dortige Bevölkerung, bedeckten jede Wand, auf welcher ſich ein ebener Flächenraum von nur zwölf Quadratfuß befand; aber hoch oben, an der äußerſten Spitze des Maſtes, da flatterten die luſtigen Sterne und Streifen der Vereinigten Staaten, die jedem echten Amerikaner voranleuchten müſſen, ſei es nun zur Schlacht und zum Sieg, oder zu harmloſem Spiel und Faſchingſcherz. — Nach vielem Drängen und Stoßen gelangten wir endlich mitten

auf's Boot, welches ſich inzwiſchen wieder in Bewegung geſetzt hatte, und zwar gerade vor ein Zwillingspaar der gigantiſchen Papierfelder, die, das eine feuerroth, das andere himmelblau, die Bildniſſe der Kämpfer, deren Namen und die Beſchreibung ihrer hervorragendſten Tugenden und Eigenſchaften zur Schau trugen.

Auf dem rothen Grunde prangte ein prächtiger Stier, und unter demſelben las man: „General Koſſuth!!! Einer der wildeſten Stiere der Atacapas, der bei ſeiner Gefangennehmung einen Menſchen und vier Pferde tödtete, ſechs Menſchen und fünf Pferde verwundete, wird dem Rieſen-Bären Jenny Lind im tödtlichen Kampfe begegnen; ſeine Hörner ſind zu dieſem Zwecke ſpitz gefeilt worden."

„Alſo mit ſcharfen Waffen," ſagte mein Freund, indem er mich anſtieß.

„Ja, mit ſcharfen Waffen," gab ich zur Antwort, „und die Wette gilt."

Der himmelblaue Zettel zeigte einen aufrecht ſtehenden Bären, der ſich ein Pferd über die Schulter geſchwungen hatte. Unter dieſem ſtand: „Jenny Lind, der ſchreckliche kaliforniſche Gebirgsbär, zwölfhundert Pfund ſchwer, der lange eine Geißel der Goldgräber am obern Sacramento-Fluſſe geweſen iſt, und zu deſſen Habhaftwerdung eine ganze Compagnie der

gewandteſten Arrieros aufgeboten werden mußte, iſt bereit, ſich mit dem wüthendſten Stier der Atacapas im Kampf auf Tod und Leben zu meſſen."

„Eine naive Art, die Namen bekannter Perſönlichkeiten zu feiern!" bemerkte ich zu meinem Freunde.

„Aber ganz den Verhältniſſen, ſo wie auch den Eigenthümlichkeiten der Nation entſprechend," erhielt ich zur Antwort; „glaube mir, es würde Mancher nicht über den Miſſiſſippi fahren, um dort ſeinen halben Dollar los zu werden, wenn die Kämpfer, anſtatt die hier ſo populären Namen zu tragen, ganz einfach Sokrates und Penelope hießen. Der Name thut ſehr viel hier, und die wirklichen Eigner von Namen, welche auf dieſe Weiſe ihren Weg unter's Volk, ja unter die Thiere finden, haben gewiß keinen Grund, ſich darüber zu beklagen, daß man ihrer nicht freundlich gedenke. Ich bin überzeugt, man würde ſogar einen räudigen Hund nicht mit dem Namen eines Mannes zu belegen wagen, der durch ein Bündniß mit fremden Nationen zum Verräther an ſeinem Vaterlande zu werden trachtete; denn nicht nur der unglückliche Hund würde ſehr bald todtgeſchlagen werden, ſondern ſein noch unglücklicherer Herr lieſe auch Gefahr, bei der erſten beſten Gelegenheit gefedert und getheert zu erſcheinen. Dagegen fand ich einſt in einer Menagerie die Namen aller Präſidenten, vom Gene-

ral Washington bis herab zum General Pierce, ja, europäische Namen, die laut genug gesprochen wurden, um auf dieser Seite des Oceans verstanden zu werden, waren bei der Bezeichnung von Thieren verwendet worden, und im Grunde genommen ist ein stattliches Thier solcher Ehre ebenso würdig, als ein Berg oder gar ein Dampfboot."

Unter solchen Gesprächen gelangten wir über den Strom, und halb getragen, halb geschoben von einem lachenden, wettenden, auch wohl fluchenden Menschenknäuel, erreichten wir glücklich das Ufer, wo eine Anzahl der verschiedenartigsten Fuhrwerke bereit stand, die Angekommenen gegen gute Bezahlung nach den eine englische Meile weiter gelegenen Schranken zu schaffen. Wir wählten einen Einspänner, zahlten den geforderten Preis, und zehn Minuten später hielten wir vor dem Circus, der, von rohen Brettern amphitheatralisch errichtet, Sitze für etwa viertausend Personen bot und eine Arena einschloß, die gegen hundert und funfzig Fuß im Durchmesser haben mochte. Wir überreichten unsern halben Dollar und traten ein, fanden die oberen Bänke aber schon so gedrängt voll, daß wir es vorzogen, unten zu bleiben und uns hinter die fünf Fuß hohen Schranken zu stellen, von wo aus wir, wenn auch stehend, das zu erwartende Schauspiel vortrefflich übersehen konnten.

Mein erster Blick fiel auf den Bären, der an einer zwanzig Fuß langen, starken, aber sehr geschmeidigen Kette in der Mitte des Circus lag. Es war ein mächtiger Bursche, der wohl seine tausend Pfund wiegen mochte, und gewiß gehörte ein ausgesuchter Stier dazu, um einem so grimmigen Feinde die Spitze zu bieten. Von dem Stier war indessen noch Nichts zu sehen, denn wohlweislich hatte man denselben in einen dunklen Bretterverschlag gebracht, um ihn später, das Blenden der Sonne benutzend, mit größerer Leichtigkeit in den Bereich des Bären bringen zu können. Trotzdem nun ein starkes Musikcorps auf geräuschvolle Weise zu unterhalten strebte, so scheiterten seine Bemühungen doch gänzlich an der Ungeduld, mit welcher der Beginn des Kampfes erwartet wurde; ja, man vermochte oft kaum das Trompetengeschmetter vor den donnernden Zurufen zu vernehmen, mit welchen abwechselnd neue Ankömmlinge begrüßt, dem Bären ein Hurrah gebracht und das Erscheinen des Stiers verlangt wurde. Immer dichter füllten sich die schwankenden Bogengerüste, und immer lauter erdröhnte das Holzwerk von herausforderndem Stampfen und Klopfen; selbst der Raum hinter den Schranken füllte sich auf eine Weise, daß wir wie in einem Schraubstock eingepfercht standen. Da endlich ertönte ein lauter Tusch, begleitet von einem Dutzend

Musketenschüssen, und weit öffnete sich die Thür, hinter welcher der Stier so lange verborgen gestanden hatte.

„Hurrah für General Kossuth," brüllte die Menge; und wohl verdiente das Thier ein solches Hurrah, denn in die Arena schritt langsam und bedächtig ein junger rothbrauner Stier, den man mit Recht als das Urbild physischer Kraft hätte bezeichnen können. Der kurze, gedrungene Hals schien von Eisen und Stahl zu sein. Der abgerundete Kopf mit den spitzen Hörnern und den großen glänzenden Augen stand im Verhältniß zu der mächtigen Gestalt, unter deren glänzender Haut sich die vorspringenden Muskeln geschmeidig hin und her schoben. Es war eine Freude, dieses Thier zu beobachten, als es, wie im Bewußtsein seiner Kraft, dumpf brüllend der Mitte des Circus zuschritt.

Kaum vernahm nun der Bär die tiefen Töne, welche der Brust seines Feindes gleichsam entrollten, als er sich blitzschnell auf die Hinterfüße aufrichtete, den Kopf etwas zur Seite neigte und mit komischer, neugieriger Geberde den Stier betrachtete. Ein Beben seines Unterkiefers bewies indessen, daß er lange gefastet haben mußte und lüstern einem Kampfe entgegensah, der ihm eine gute Mahlzeit einzubringen versprach. Durch die helle Sonne geblendet, hatte

der Stier ſeinen Feind noch immer nicht erkannt; als er aber das leiſe Wimmern deſſelben vernahm, hemmte er plötzlich ſeine Schritte, ſeine ſtolze Haltung verſchwand wie durch Zauberſchlag, und ängſtlich ſchnaubend, mit emporgehobenem Haupte, die Blicke feſt auf den Bären geheftet, ſuchte er rückwärts gehend ſeinen Stall wieder zu erreichen. So leichten Kaufs ſollte er indeß nicht davonkommen, denn noch ehe er bis in die Nähe des Bretterverſchlags gelangte, fielen ihm, von geſchickter Hand geſchleudert, von beiden Seiten Schlingen um die geſpreizten Hörner, und mehrere Leute verſuchten es dann, ihn mit Gewalt in den Bereich des nunmehr eilfertig auf und ab trabenden Bären zu zerren. Ebenſo leicht hätte man aber eine Eiche entwurzelt, als das erſchreckte Thier von der Stelle gebracht.

„Schäme dich, Koſſuth! Schäme dich!“ brüllte die ungeduldige Menge; lautes Pfeifen und Ziſchen erſchütterte die Luft, die Wetten auf den Bären wurden verdoppelt, ſelbſt mein Gefährte rief mir mit ſchlauem Lachen zu: „Zweimal drei iſt ſechs!“ worauf ich aber nicht einging.

Der Stier verharrte indeſſen unerſchütterlich in ſeiner Stellung, obgleich der ſeinen Mundwinkeln entſtrömende Geifer von der aufſteigenden Wuth zeugte; als aber mehrere an langen Riemen gehaltene

Hunde ihn mit ſcharfem Zahn anfielen, und in demſelben Augenblick die gelöſten Laſſos von ſeinen Hörnern glitten, da ſprang das ergrimmte Thier mit zwei mächtigen Sätzen vorwärts und ſich dann umwendend, neigte es, mit den Hufen den Raſen aufwühlend und hoch emporſchleudernd, das krauſe Haupt ſeinen nächſten Feinden, den Hunden zu, welche, von den Schranken aus gehalten, ihren Angriff nicht weiter fortſetzen konnten.

Der Lärm der Zuſchauer war plötzlich verſtummt, denn Jeder erkannte, daß der Stier mit den Hinterfüßen in dem Kreiſe ſtand, welchen der Bär an ſeiner Kette zu beſchreiben vermochte. Doch auch dem Bären war dieſer Umſtand nicht entgangen; ſeine Ohren legten ſich dicht an den breiten Schädel, und mit der Gewandtheit einer Katze durchmaß er den Raum, der ihn von ſeinem Opfer trennte, und ſich plötzlich aufrichtend, verſetzte er demſelben mit der kralligen Tatze einen ſolchen Hieb über die Hüfte, daß das Blut hoch aufſpritzte und ein breiter Lappen der losgeriſſenen Haut herunterhing. „Hurrah für Jenny Lind!“ donnerte es von den Tribünen; doch der Ruf war noch nicht verſtummt, als der auf hinterliſtige Weiſe verwundete Stier ſich wie ein Wirbel auf derſelben Stelle umwendete und in blinder Wuth keuchend und ſchnaubend ſeinen Feind auf den Boden zu ſpießen

trachtete. Der Bär aber war auf ſeiner Hut, denn ſich abermals aufrichtend, wich er dem furchtbaren Stoße aus, und als er ſich dann auf den vorbeiſtürmenden Stier werfen wollte, war derſelbe ſchon wieder ſeinem Bereich entſchlüpft.

Nach dieſem erſten Zuſammenſtoß begann ein Scharmützel, welches für beide Theile weniger gefährlich war. Faſt eine Viertelſtunde lang ſchritten die beiden wüthenden Beſtien im Kreiſe neben einander hin. So oft der Stier ſeine Hörner ſenkte, hob ſich der Bär auf ſeine Hinterfüße, und ſuchte jener ihn dann zu umgehen, ſo folgte dieſer nicht nur mit den Augen, ſondern auch mit dem ganzen Körper jeder Bewegung ſeines Feindes. Das Publikum wurde ungeduldig, die Gerüſte bebten unter dem Stampfen und Klopfen, die Muſik erſchallte, noch lauter als dieſe aber der allgemeine Ruf: „Schämt Euch, ihr feigen Memmen!“ Noch einmal ſuchte Koſſuth ſeinen Stall zu erreichen und wie früher wurde er von den biſſigen Hunden zurückgetrieben, worauf er, ohne letztere weiter zu beachten, ſich mit fürchterlichſter Wuth auf den Bären ſtürzte.

Der Zuſammenſtoß war heftig; trotz ſeiner Gewandtheit hatte der Bär nicht ſchnell genug ausweichen können, und in einen Haufen rollten die beiden erbitterten Streiter zuſammen. Man gewahrte ein

Verſchlingen mächtiger Glieder, der Sand wirbelte empor, ein erſticktes, dumpfes Brüllen ertönte, und als es dann ſtill ward, erblickte man eine Gruppe, die, obgleich von der Grauſamkeit der Menſchen zeugend, doch nicht prachtvoller gedacht werden kann, und welche würdig genug darzuſtellen wohl kaum einem Maler, einem Bildhauer gelingen möchte.

Regungslos ſtand der Stier, mit der ganzen Schwere des Körpers nach vorn drängend; tief hafteten die Hufe im Sande, und den Kopf niederwärts beugend, kniete er auf ſeinem Feinde und ſuchte mittelſt ſeiner Hörner denſelben auf dem Boden feſtzuhalten. Der auf dem Rücken liegende Bär ſchien indeſſen, trotzdem ſein linker Vorderſchenkel von dem ſpitzen Horn aufgeſpießt war, Sieger zu bleiben, denn die ganze Schnauze des Stiers befand ſich in ſeinem weitgeöffneten Rachen zwiſchen den furchtbaren Zähnen, während ſich die langen Nägel der rechten Vordertatze tief in ſeines Feindes fleiſchigen Hals eingegraben hatten, und die rechte Hintertatze deſſen Rippen von Fleiſch und Haut entblößte. Der Jubel war endlos, und zum Ergötzen des Publikums ließ man die grimmigen, von Blut überſtrömten Kämpfer wohl zehn Minuten lang in dieſer Stellung verharren, ehe man einſchritt. Mehrere Arrieros ſprangen alsdann in die Schranken, ließen einige Augenblicke die Laſſos

in der Luft kreiſen, und ihren geübten Händen entgleitend, legten ſich die feſten Schlingen mit unglaublicher Genauigkeit faſt zu gleicher Zeit um den gehobenen Huf des Stieres und die freie Tatze des Bären, worauf eine bereit gehaltene Feuerſpritze, mit Heftigkeit bewegt, die beiden erbitterten Kämpfer mit einer ganzen Ladung kalten Waſſers überſchüttete. Die Wirkung war augenblicklich; die Thiere ließen in ihren Griffen nach, die Leute zogen an den Leinen, und unterſtützt von immer neuen Waſſerſtrahlen, gelang es ihnen endlich, dieſelben ganz von einander zu trennen. Der blutende Stier wurde alsdann zurück in den Stall gezerrt und die Thür hinter ihm geſchloſſen; der Bär dagegen, ſobald ihm der Anblick ſeines Feindes entzogen, ſchüttelte ſeinen triefenden Pelz, legte ſich nieder, leckte ſeine ſtark blutende, aber anſcheinend leichte Wunde und nahm dann, wie um ſeine heiße Zunge zu kühlen, die eiſerne Kette zwiſchen die Zähne, wobei er, den Unterkiefer in bebender Bewegung haltend, durch lautes Wimmern und Knurren ſeine Unzufriedenheit über das ganze Verfahren zu erkennen gab.

Der Kampf war beendigt, das Publikum aber noch lange nicht zufrieden geſtellt, denn da noch Nichts entſchieden war, ſo ſchwebten auch noch alle Wetten. — „Koſſuth heraus!“ tobte die aufgeregte Menge. „Der

Kampf muß beendigt werden!" brüllten Einzelne, „Betrügerei!" riefen Andere, bis zuletzt durch Stampfen, Klopfen, Ziſchen und Pfeifen jedes andere Geräuſch übertäubt wurde.

Die Unternehmer des Kampfſpiels ſchienen indeſſen nicht geneigt, das Leben ihres koſtbaren Bären weiter auf's Spiel zu ſetzen, ohne vorher noch einige ähnliche einträgliche Geſchäfte mit demſelben gemacht zu haben, wenn ihnen auch an dem leichter zu erſetzenden Stier weniger gelegen war. In Folge deſſen nahm aber der Lärm und das Toben dergeſtalt zu, daß ich mich ernſtlich aus dem Menſchenknäuel fortwünſchte, in welchem ich förmlich eingekeilt ſtand. — Da, als das Getöſe den höchſten Grad erreicht hatte, vernahm man plötzlich den Ausruf der Angſt von mehreren Hundert Menſchen; ein Augenblick nur, und ein jäher Schrecken bemächtigte ſich meiner, als ich das gegenüberliegende Gerüſt wanken und ſich zur Seite neigen ſah; ein lautes Krachen folgte, und Menſchen, Bretter und Balken ſtürzten in einen Haufen zuſammen.

Alles verſtummte, nur aus dem Trümmerhaufen erſchallte Aechzen, Schreien, Stöhnen und Fluchen. Kaum aber war der erſte Schrecken verflogen, als Jeder das Freie zu gewinnen trachtete, und wie im Umſehen leerten ſich die noch ſtehenden Gerüſte und

Schranken. Ich war von meinem Freunde getrennt worden, und da ich keine Neigung fühlte, mich in das dichte Gewühl neugieriger Leute zu miſchen, welche zu Hunderten die Verunglückten umgaben, zugleich aber vernahm, daß die Folgen nicht ſo böſer Art ſeien, wie man anfangs befürchtete, ſo ging ich zurück nach dem Landungsplatze der Fährboote, um an einem ſchon verabredeten Punkte mit meinem Gefährten wieder zuſammenzutreffen. Derſelbe langte bald nach mir an und theilte mir mit, daß, außer einigen Arm- und Beinbrüchen, Quetſchungen und Verrenkungen, kein Unglück ſtattgefunden habe, daß die Unternehmer ein außergewöhnlich gutes Geſchäft gemacht hätten, und Koſſuth als der verlierende Theil betrachtet werden müſſe. Nach unſerer Ankunft in Neu-Orleans ſträubte ich mich daher nicht länger gegen die Entrichtung der drei Fläſchchen von dem Bewußten, die zur kühlen Abendſtunde unter der reizenden Veranda des Tſchapitoula-Hotel gemeinſchaftlich getrunken wurden.

Als ich am folgenden Morgen nach gewohnter Weiſe über den ſo prachtvoll und reich beſetzten Markt im Creolenviertel ſchritt, bemerkte ich vor einer Schlächterbude neben einem dort aufgeſtellten blutigen Stierkopfe ein Placat, auf welchem das Fleiſch des im Kampfe mit dem grauen Bären gefallenen Koſſuth angeprieſen und zum Verkauf ausgeboten wurde.

Der böſe Leumund wollte zwar wiſſen, daß der eigentliche Kampfſtier dunkleres Haar gehabt habe, als der ausgeſtellte Kopf, und ſich ſogar auf dem Wege der Beſſerung und auf dem Wege nach einer fetten Weide befinde; ich habe mich nicht davon überzeugt, bezweifle indeſſen nicht, daß von dem ausgeſtellten 1800 Pfund ſchweren Stier wenigſtens 3000 Pfund Fleiſch als „Koſſuthfleiſch" zu erhöhtem Preiſe verkauft wurden.

Der Schneesturm.

Fast grausam erscheint es, wenn der Herbst in üppigen Waldungen einkehrt, die grünen Blätter verfärbt, deren geschmeidige Stengel dörrt und an den Zweigen lockert, damit sie, wenn vom leisesten Lufthauch berührt, sterbend zur Erde sinken. Die armen Blätter; nachdem der Sturm sie lange umhergewirbelt, zerfallen sie in Staub; niederschlagende Feuchtigkeit führt die befruchtenden Bestandtheile wieder an die im Erdreich verborgenen Wurzeln zurück, und wenn auch in vielfach veränderter Form, so erblickt man doch hier die Lebenskraft im ewigen Kreise schöpferisch wirkend.

Nicht das Bild des Todes ist es daher, wenn der unerbittliche Winter mit schweren eisigen Fesseln Wald

und Flur umgiebt; nein, es iſt vielmehr wie ein Schlummer, welchem die Natur anheimfällt, um mit erneuter Kraft, freudig und erfreuend zu erwachen.

In der Heimath beobachtet man mit einem Gefühl der Behaglichkeit den erſten Schneefall; man ergötzt ſich an den ſchönen Winterlandſchaften, die zauberiſch ſchnell entſtehen und einen Genuß gewähren, der den ſüdlichen, reicheren, aber erſchlaffenden Zonen fremd, und von deren Bewohnern kaum geahnt wird. Starr ragen zwar die entblätterten Zweige und Aeſte empor, doch die reine, gleichförmige Schneedecke mildert dieſe Starrheit trotz des Farbencontraſtes zu einem melancholiſchen Ernſt, deſſen Eindruck erhöht wird durch die tiefe, einſchläfernde Ruhe, welche Alles umſchwebt. Am ernſteſten nimmt ſich der dunkelgrüne Tannenwald aus; niederwärts hängen die von Schnee beſchwerten Zweige, und wenn ein Windſtoß auf ſie einfährt, dann wiegen ſie, kaum merklich, ihre winterlich geſchmückten Häupter, kleine losgeriſſene Schneemaſſen ſtäuben, wie auf Stufen, von Zweig zu Zweig, und ruhig ſchlummern die Bäume weiter unter ihrer weißen Hülle; der Specht aber, als wollte er ſich der Kälte erwehren, hämmert luſtig an morſchen Stämmen, und ebenſo luſtig ſpringt das Eichhorn von Baum zu Baum.

Wer nun auf einſamen Spaziergängen, oder durch

die gefrorenen Fenſterſcheiben die Schönheiten des Winters bewundert, der gedenkt wohl kaum der Schrecken, welche er birgt, wenn der wilde Orkan, den eiſigen Norden verlaſſend, ohne Widerſtand zu finden, über die endloſen Prairien fegt, fallenden und gefallenen Schnee in dichten Wolken vor ſich hinwälzt, oder in den Gebirgsſchluchten zuſammentreibt, und die lebenden Weſen gleichſam ſucht, um ſie zu verderben und zu erſtarren. — —

Hell glitzerten die erſten Sonnenſtrahlen auf der blendenden Schneedecke, als wir an einem Januar-Morgen unſere Lagerfeuer auf dem Ufer eines ſpärlich bewaldeten Baches in der Ebene verließen, und die Richtung einſchlugen, welche uns in der kürzeſten Friſt an eine gegen zwölf engliſche Meilen entfernte Bergkette bringen mußte. Unſere Geſellſchaft beſtand aus ſieben Männern, vier Frauen und einigen Kindern; ich ſelbſt war der einzige Weiße unter dieſer Anzahl von Indianern, welche nach einer erfolgreichen Jagd am obern Miſſouri ihren weiter ſüdlich gelegenen heimathlichen Wigwams zueilten. Die neun Pferde und zwei auf der verödeten Emigrantenſtraße eingefangene Zugochſen, ſo wie auch einige Hunde waren ſchwer bepackt mit Pelzwerk und gedörrtem Fleiſch, und außer den Kindern, welche auf den Rücken der ſicherſten Pferde zwiſchen zuſammengerollten Zelten und Büffelhäuten

verhältnißmäßig warm ſaßen, mußten wir daher Alle zu Fuße wandern, was in dem tiefen, mit einer ſcharfen Eiskruſte überzogenen Schnee nicht ohne Schwierigkeit von Statten ging.

„Die Jäger werden heute ihre Füße in die Spuren der Weiber ſtellen," ſagte der Medicinmann oder Zauberer, ein baumſtarker Krieger, als er ſich an die Spitze des Zuges ſtellte. „Die Jäger werden achtlos bei dem Hirſch vorüberziehen und den Schritt der Pferde beſchleunigen helfen. Ehe die Sonne die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hat, blendet der tanzende Schnee unſere Augen und wenden die ſtörriſchen Thiere ihre Rücken dem Winde entgegen. Der Schneeſturm muß uns in den Schluchten jenes Gebirges finden, wenn die Wölfe nicht die Knochen unſerer Pferde benagen ſollen."

Gehorſam den Worten des großen Kriegers, und im vollſten Maaße ſeinen weiſen Rathſchlägen vertrauend, antworteten Alle durch zuſtimmende Geberden; der Eine oder der Andere kniete auch wohl nieder, um die Riemen an den Mokaſſins feſter zu ſchnüren, und in ſchnellem Schritt ging es dann über die Schneefläche, in geradeſter Richtung auf das Gebirge zu.

Die Geſellſchaft war ſchweigſam geworden, denn Jeder kannte die Gefahr, die drohte, wenn wir noch

auf der Ebene vom Sturm überfallen wurden. Man vernahm nur den pfeifenden Ton, erzeugt durch die Zeltstützen, welche zu beiden Seiten der Pferde niederhängend, mit dem einen Ende im Schnee pflügten, und das Krachen der Eiskruste, die unter den Hufen der dampfenden Thiere, sogar unter dem leichten Tritt der Menschen brach und gar oft von dem Blute der verletzten Füße geröthet wurde.

Eine Stunde verrann und noch immer strahlte die Sonne in ungetrübter Klarheit von dem wolkenlosen Himmel, aber nahe dem Boden begann es zu stäuben, und lange Streifen bildend trieben die feinen Eistheilchen und zerbröckelten Schneeflocken auf der glatten Bahn leise knisternd dahin, während heftige Windstöße, die glücklicherweise dieselbe Richtung mit uns hielten, zeitweise vorbeisausten und den gefährlichen Orkan anmeldeten, vor welchem wir uns auf der Flucht befanden.

Immer weiter dehnten sich die beweglichen Streifen aus, bis sie sich endlich vereinigten, so daß die ganze Ebene einem schnell fließenden Wasser glich, auf welchem ebenso schnell eilende Dämpfe lagerten. Nur hin und wieder ragte noch ein verdorrter Grashalm oder die von Schnee entblößte Spitze eines Felsblocks hervor, doch auch diese verschwanden, als

die Heftigkeit des Windes zunahm und die bewegliche, ſtäubende Maſſe allmälig höher ſtieg.

Unverwandt hafteten alle Blicke auf den Höhen, und Jeder berechnete in Gedanken die Entfernung und die Zeit, die ihn von der rettenden Schlucht trennte. Doch weit war es noch bis dahin, und nicht ohne Beſorgniß beobachtete ich das Steigen des treibenden Schnees, der uns zuletzt nur die Ausſicht auf die höchſten Gipfel der Berge und auf den ſonnigen Himmel offen ließ.

Allmälig veränderte ſich indeſſen auch die Farbe des Himmels; die Sonne erſchien wie mit einem dunkelrothen Schleier verhüllt, verbarg ſich endlich ganz, und bald darauf bemerkte ich friſche Flocken, welche ſich mit dem älteren Treibſchnee vermiſchten und luſtig mit dieſem um die Wette dahinwirbelten.

Feſter zog Jeder die Büffelhaut um die Schultern, denn wie ein undurchdringlicher Nebel umgab uns nunmehr der Eisſtaub, der, obgleich der Sturm unſere Rücken traf, die Augen ſchmerzhaft blendete, und wie mit ſcharfen Nadelſpitzen die dem Wetter ausgeſetzten Hautſtellen zerriß. Ich befand mich unter den Letzten des Zuges, und die Blicke zwiſchen den halbgeſchloſſenen Augenlidern hindurch auf den Boden gerichtet, ſetzte ich die Füße in die offenen Spuren meines Vordermannes. Den Mediciumann und die

hinter ihm herschreitenden Weiber und Packthiere vermochte ich schon lange nicht mehr zu unterscheiden, ja die Furchen, welche die kaum funfzig Schritte vor mir dahineilenden Pferde mit den schleppenden Zeltpfählen rissen, zeichneten sich in meiner Nähe nicht mehr aus, und kaum noch vernahm ich vor dem Brausen den Ruf, mit welchem die Thiere zur Eile getrieben wurden, und die durchdringende Stimme des Zauberers, wenn er uns mahnte, keinen Augenblick aus der dicht geschlossenen Reihe zu treten.

Der Wind war jetzt unser Hauptführer; wir konnten zwar fest auf ihn rechnen, aber die breiten Schneebänke in den Senkungen der Ebene, welche sich schnell vergrößerten und sich scheinbar vor uns hinwälzten, hemmten auf schreckenerregende Weise unsere Flucht, und weite Strecken mußten wir oft knietief in dem lockern Schnee waten, eh' wir wieder Flächen erreichten, wo der wüthende Sturm keine Anhäufungen auf der glatten Eiskruste duldete.

Die Thiere keuchten, die Kinder wimmerten, und unheimlich verklangen die gedehnten Klagerufe der besorgten Mütter; die Männer aber öffneten nur ihre Lippen, um die Karavane in der Richtung zu lenken und durch lautes Gellen das Abirren Einzelner von der Bahn zu verhindern. Plötzlich entstand eine Bewegung an der Spitze des Zuges, doch als ich die

Stelle erreichte, wo der Aufenthalt ſtattgefunden hatte, war die Ordnung ſchon wiederhergeſtellt, dagegen erblickte ich, dicht neben den kaum erkennbaren Spuren, einen der bepackten Ochſen, der vor Erſchöpfung zuſammengeſunken war, um nie wieder aufzuſtehen und binnen unglaublich kurzer Friſt von dem Schnee begraben zu werden.

Die Gefahr mußte ſehr groß ſein, weil die Indianer es nicht unternahmen, wenigſtens das Gepäck zu retten, doch rechneten ſie wohl darauf, bald eine Lagerſtelle zu finden, und von dort aus, nach Milderung des Unwetters zurückkehrend, den Wölfen zuvorzukommen. Zu damaliger Zeit vergrößerte indeſſen dieſer Umſtand meine Beſorgniſſe bedeutend, denn ich ſah ein, daß wir nicht lange mehr dieſe fluchtähnliche Reiſe würden fortſetzen können; die Sehnen an den Beinen erſchlafften von der übermenſchlichen Anſtrengung, und ſchmerzhaft rieben und ſcheuerten die von dem Schnee genäßten und demnächſt wieder ſteif gefrorenen ledernen Kleidungsſtücke auf den nackten Gliedern.

Trotz des halbverhungerten, krankhaften Zuſtandes, in welchem ich erſt wenige Tage vorher zu den Indianern geſtoßen war, ſchien ich doch nicht der Einzige zu ſein, der ſo litt, denn gar manche Spur erblickte ich von friſchem Blute gefärbt. Aber es galt

das Leben, und um ſolchen Preis wurde man fühllos gegen kleinere Schmerzen.

Immer heftiger tobte der Sturm, und dichter und ſchneller wirbelten Eistheilchen und Flocken durcheinander; der Athem ſtockte mir mehrfach, und keine Meile mehr hätte ich vermocht, mit meinen leichtfüßigen Gefährten gleichen Schritt zu halten, als ich plötzlich den Jubelruf des Zauberers vernahm, der einen gellenden, langgedehnten Schrei ausſtoßend, mit der Hand in zitternder Weiſe den Mund ſchloß, daß es wie ein unheimlicher Wirbel durch die verdichtete Atmoſphäre klang. Sogleich antworteten die übrigen Krieger auf dieſelbe Art, und als wir dann nach Vorn eilten, gewahrte ich, daß wir uns vor einem ſchroffen Bergabhang befanden, den, ſo weit er ſichtbar, einige verkrüppelte Bäume zierten. Ich athmete tief auf, aber unſer Ziel hatten wir noch lange nicht erreicht; der nackte Berg konnte uns keinen Schutz gewähren und es galt jetzt erſt eine Schlucht zu entdecken, in welcher es allein noch möglich war, nicht nur die erſchöpften Thiere, ſondern auch uns ſelbſt vor dem Untergange zu ſichern.

Wenige Worte genügten, um die Indianer zu einem Entſchluß zu bringen; der Medicinmann eröffnete wieder den Zug und wendete ſich öſtlich an dem, mit einer tiefen, wallähnlichen Schneelage be-

deckten Fuße des Berges entlang, doch bedurfte es nun unſerer ganzen vereinigten Kräfte, um die Thiere, welche jetzt den Wind auf die Seite erhielten und beſtändig trachteten den Hauptanprall mit dem Rücken aufzufangen, von der Stelle zu ſchaffen. Bis über die Kniee reichte ſchon der lockere zuſammengewehte Schnee, und wo die Füße denſelben aufrührten, da wurde er tückiſch von dem Sturme erfaßt und in beinahe undurchdringlichen Wolken um uns herumgeſchleudert.

Auch der zweite Ochſe brach zuſammen, ein Pferd folgte bald darauf ſeinem Beiſpiel; doch was ſtürzte, das ſtürzte, und unaufhaltſam ſtrebte Jeder nach Vorn, um nicht die letzten Kräfte mit nutzloſen Rettungsverſuchen an den ſchnell erſtarrenden Thieren zu vergeuden. Nicht mehr in langer Reihe, ſondern in gedrängtem Haufen bewegte ſich die Karavane vorwärts; die Kinder waren längſt von dem Gepäck heruntergenommen und auf den Rücken der kräftigſten Männer unter den wärmenden Büffelhäuten untergebracht worden, die Weiber dagegen litten furchtbar, und trotz der eigenen Qual fühlte ich das tiefſte Mitleid mit den armen kleinen Geſtalten, wenn ich ſie oft bis unter die Arme im Schnee ſtecken und für ihr Leben kämpfen ſah.

Eine halbe Stunde verſtrich, eine halbe Stunde,

die mir eine Ewigkeit schien; der Schweiß triefte mir von der Stirn und nur noch mechanisch wühlte ich mich vorwärts. Da ertönte nur wenig Schritte vor mir ein gräßlicher Schrei, und wie durch einen Nebel hindurch erkannte ich die lange Gestalt des Zauberers, der mit emporgereckten Armen niedersinkend, in dem unsichern Boden verschwand. Alle standen wie versteinert, und eine Minute verstrich wohl, ehe wir es wagten, uns von der Stelle zu rühren und uns dem Rande der Schlucht zu nähern, in welche unser Führer gestürzt war. Dann aber brach das Jammergeheul der Weiber los, doch nur auf kurze Zeit, denn gleich darauf vernahm man die gedämpfte Stimme des Zauberers, der aus der Tiefe einige Worte hinauf rief, die für mich natürlich nicht verständlich, zu deren Befolgung aber unverzüglich geeilt wurde.

Die Männer bewaffneten sich nämlich schnell, jeder mit einer der langen Zeltstützen, und während ich gemeinschaftlich mit einem Krieger, dem Versunkenen durch Niederreichen der Stangen wieder nach dem Ufer hinaufhalf, sondirten die anderen Jäger in ähnlicher Weise den Boden in südlicher Richtung, wo augenscheinlich ein schmaler Weg zwischen dem Abhange des Berges und der zugewehten Schlucht hinführte. — Die übrigen acht Pferde, welche nunmehr den Wind wieder auf dem Rücken hatten, ließen sich

jetzt williger von den Frauen nachtreiben, und als der Zauberer, an unseren Stangen emporkletternd, festen Fuß gewann, war der Zug unseren Blicken entschwunden.

Wir säumten keinen Augenblick, und auf dem schon wieder halb zugewehten Pfade hineilend, erreichten wir unsere Gefährten, als sie eben um die Basis des Felsens herum gegen Westen bogen, und also den Berg zwischen sich und den Sturm brachten. Hier nun athmete ich zum ersten Mal wieder frei auf und begann an unsere Rettung zu glauben, die mir so lange mehr als zweifelhaft geschienen. Der Sturm hatte freilich noch zugenommen, denn schauerlich heulte und tobte es ringsum in den Schluchten und zwischen den verschleierten Felsen, doch waren wir dem Anprall desselben nicht mehr ausgesetzt, und anstatt zu blenden und die Haut zu verletzen, sanken die Flocken in dichten Massen, aber harmlos um uns nieder. Auch Bäume wurden sichtbar und zwar weitverzweigte, kurzstämmige Tannen; bald erblickten wir ihre Kronen wie Schatten aus der zugewehten Schlucht über der weißen Decke emporragen, bald gewahrten wir sie über uns an den Abhängen, wo sie, dem Sturm erreichbar, laut knarrten und krachten und unwillig den Schnee von ihren Häuptern schüttelten. Dichter umgaben uns die Bäume, und wegsamer wurde der

mit einer ebenen Schneelage bedeckte Boden; da vernahm ich abermals den wilden Jubelruf des Zauberers, der unterdessen wieder die Leitung des Zuges übernommen hatte; doch nicht eine einladende Baumgruppe oder eine Schutz gewährende, überhängende Felswand war es, was den leidenschaftlichen Jäger so in Aufregung versetzte, sondern ein breiter, festgestampfter Weg, auf welchem Hunderte von Büffeln, dicht vor uns, aber aus einer andern Richtung in die Schlucht gedrungen waren. Die armen Thiere mußten in irgend einem Winkel eng zusammengekauert stehen, und die Aussicht, nach dem Verlust der Ochsen und des Pferdes, hier noch ganz in der Nähe eine gute Jagd anstellen zu können, entschädigte meine Gefährten in so hohem Grade für die in den letzten Stunden erduldeten Qualen, daß die Klagelaute sich in Jubelrufe verwandelten und der Rest unserer Reise fast einem Triumphzuge glich.

Nur eine kurze Strecke folgten wir dem Büffelwege, und uns dann durch eine vier Fuß hohe Schneeanhäufung hindurcharbeitend, gelangten wir in eine schmale, dicht bewaldete Nebenschlucht, wo eng verschlungene Kronen immergrüner Bäume ein leidliches Obdach verhießen.

Ein reges Leben entstand jetzt; denn theils, um nach der schrecklichen Anstrengung einer Erkältung

vorzubeugen, theils um ſich baldmöglichſt der Ruhe hingeben zu können, ging Jeder rüſtig an's Werk. Nach kurzer Zeit ſtanden die beiden geräumigen ledernen Zelte, der Schnee war aus denſelben entfernt worden, eine dicke Lage duftender Tannenzweige deckte den gefrorenen Boden, und trocknes Holz, zur Nahrung der ſchon brennenden Feuer, lag aufgeſtapelt in den äußerſten Winkeln. Die Pferde hatten im nahen Dickicht ein Unterkommen gefunden, wo die ſaftige Rinde und knospenreiche Zweige von Weidenſträuchen ihnen kärgliche Nahrung lieferten; und als dann die Dämmerung ſich einſtellte, da verfügten wir uns auf die Büffeldecken, welche die im Mittelpunkt der Zelte angebrachten Feuergruben im Kreiſe umgaben, und in dem behaglich erwärmten Raume vergaßen wir bald bei geröſtetem und gedörrtem Fleiſch die ſchreckliche Flucht vor dem Schneeſturm.

Die wohlthuende Wärme verfehlte nicht ihre Wirkung auf die ermattete Geſellſchaft, und eine Stunde ſpäter lagen Alle im tiefſten Schlaf; ich aber lauſchte noch lange dem Toben des Unwetters, welches den höchſten Grad ſeiner Wuth noch nicht erreicht zu haben ſchien.

Bald dumpf heulend, bald donnerähnlich brüllend ſauſte der Orkan durch die finſteren Schluchten; mit pfeifendem Ton berührte er die aufſtrebenden Gipfel

langnadeliger Kiefern; wo aber morſche Stämme ſeiner ganzen Gewalt ausgeſetzt waren, da knickte er ſie wie ſchwache Reiſer und ſchleuderte ſie zerſplitternd und zerſchmetternd in die Tiefen hinab, welche der wirbelnde Schnee lavinenähnlich ausfüllte. — Die Natur ſchien ein wildes Feſt zu feiern; aber während die Elemente ſich im furchtbaren Kampfe einander gegenüberſtanden, ſchlich der Tod unter dem Schutze der ſchwarzen Nacht leiſe dahin und drückte ſeine eiſig kalte Hand auf jedes lebende Weſen, dem es nicht gelungen war, ein entſprechendes Obdach zu gewinnen.

Lauter brüllte der Orkan und ſchneller aufeinander krachten die Bäume; aus dem benachbarten Zelte aber erſchallte unheimlicher Geſang; es war der Medicinmann, der ſeine monotonen Lieder mit gemeſſenen Trommelſchlägen begleitete.

Erhabene Naturſcenen wirken auf jedes Gemüth eindringlicher und verſtändlicher, als es die gekünſtelten Worte ſchwacher Sterblicher vermögen. Der wilde Heide erkannte in dem Schneeſturm die Nähe des großen guten Geiſtes, und ſingend bat er ihn um günſtiges Wetter und eine glückliche Jagd.

Leipzig. Druck von A. Edelmann.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Roßmäßler, E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. broch. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Schmid, Dr. G. D., Historisches Taschenbuch oder chronologische Uebersicht der Welt- und Culturgeschichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.

Sigismund, Carl, Natur und Landbau im innigen Zusammenhange. Praktische Winke für den deutschen Landwirth. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.

Souvestre, Emile, Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erster Band. 8. broch. 15 Ngr.

Souvestre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutsch von P. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Wallace, Sigismund, Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.